luhze

Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung

DEZEMBER 2019
NUMMER 149

Auflage 10.000 Exemplare — kostenlos — für alle — www.luhze.de — facebook.com/luhzeLeipzig — Twitter/ Instagram

bagel brothers
sandwich restaurant
Nikolaistraße 42, 04109 Leipzig

Mark
Der neue HTWK-Rektor Mark Mietzner im Gespräch mit luhze
Interview – S. 6

Stark
... bleiben! Vor diesen Herausforderungen steht der Journalismus.
Thema – S. 8 & 9

Park
Im Winter draußen Sport treiben kann gefährlich sein: was zu beachten ist.
Sport – S. 11

Uns gibt's auch online: www.luhze.de

GLOSSE

Nekrolog

Sachsen ist tot, lasst es uns zu Grabe tragen. Nichts können wir dir beilegen, nichts ist übrig von den fantastischen Schätzen, die du uns zur Betrachtung überließest: Ein weißes Leinentuch bedeckt dein eingefallenes Antlitz, nun ungestützt von Prunk und Protz. Wer wagt es bloß, solch Sünde zu begehen! Sicherlich kein Sachse. Nein, der Sachse stiehlt nicht. Er ist ehrlich, arbeit- und strebsam. Er lügt nicht, stiehlt nicht, klagt nicht. Die Kronjuwelen, von Sachsenhänden aus Sachsenboden gegraben, von Sachsenpferden getragen und durch Sachsenfinger geschliffen. Gerecht bezahlt mit Sachsengeld des Sachsenkönigs, der nichts wollte als ein bisschen Schönheit in der grausamen Welt des Sachsenherrschertums. Die Kronjuwelen nun, sie sind verschwunden, von Barbarenklauen gegriffen, von Barbarengreifern geklaut. Ohne seine Juwelen ist Sachsen endgültig dahin. Sächsischer Diamant gehört in Sachsenhand.

Studierende schlagen Alarm

Klimastreikwoche sorgt für Ausnahmesituation an Hochschulen

Zum globalen Klimastreik gingen am 29. November in Leipzig laut Veranstalter 10.000 Menschen auf die Straße. Davor organisierte die Ortsgruppe von *Students for Future* mehr als 250 Veranstaltungen, die den Hochschulbetrieb teilweise lahmlegten. Dass die Universität dies unterstützte, stieß auf Kritik. Mehr dazu lest ihr auf den Seiten 4 und 14. Foto: hl

Zum Geburtstag viel Streit

Kritische Stimmen nach einem Jahr Waffenverbotszone in Leipzig

Das einjährige Bestehen der Waffenverbotszone im Leipziger Osten hat keine große Freudenwelle ausgelöst. Seit dem 5. November 2018 sind in einem Gebiet rund um die Eisenbahnstraße Waffen und gefährliche Gegenstände verboten. Auch Waffen, die nach dem Waffenrecht erlaubt sind, dürfen dort nicht mitgeführt werden. An den „gefährlichen Orten" darf die Polizei zudem verdachtsunabhängige Kontrollen durchführen. Die Legitimation dafür bildet nicht die Waffenverbotszone, sondern eben diese per Polizeigesetz festgeschriebenen Orte, die sich jedoch mit der Verbotszone decken. Bis zum 1. Oktober 2019 fanden in der Zone 218 Kontrollen statt, bei denen 152 Gegenstände, darunter 112 Messer und zwei Schusswaffen, sichergestellt wurden.

Andreas Loepki, Sprecher der Polizei Leipzig, hält die Einrichtung der Verbotszone für sinnvoll: „Die Eisenbahnstraße und angrenzende Straßenzüge waren und sind definitiv ein kriminalgeografischer Schwerpunkt." Die Zone stärke die öffentliche Sicherheit und schütze Grundrechte. Ob die Waffenverbotszone nach einem Jahr als Erfolg zu betrachten sei, müsse eine Evaluierung zeigen.

Mit dieser ist nun die Hochschule der Sächsischen Polizei betraut. Eine Evaluierung der Waffenverbotszone nach einem Jahr ist festgeschrieben. Auf einen Antrag der Linksfraktion hin beschloss der Leipziger Stadtrat am 7. November, dass sich die Stadt dafür einsetzen muss, bei dieser Bewertung ansässige Institutionen und Anwohner*innen mit einzubeziehen. Linken-Stadträtin Juliane Nagel hält dies für notwendig, damit sich ein realistisches Bild der Situation zeigt. Sie kritisiert, dass die Waffenverbotszone das gesamte Viertel stigmatisiere. „Ich sehe darin eine negative Beeinflussung des zivilen Zusammenlebens", sagt Nagel. Die Eisenbahnstraße wirke gefährlich, was mit rassistischen Stereotypen einhergehe. Bestimmte Gruppen wie etwa männliche Migranten, finanziell schwache Personen oder alternativ aussehende Menschen würden „eher ins Kontrollraster fallen", sagt Nagel. Die verdachtsunabhängigen Kontrollen betrachte sie deshalb als Eingriff in die Grundrechte. „Die Polizei kontrolliert hier nicht, weil es einen konkreten Verdacht gibt, sondern weil sie es darf."

CDU-Stadtrat Thomas Hoffmann hält die Einbeziehung nicht für nötig. „Es braucht eine objektive Bewertung aller Fakten", sagt er. Eine solche Analyse anhand der Zahlen reiche aus, um die Verbotszone zu bewerten. Kontrollen als unwirksam darzustellen oder mit Themen wie Diskriminierung und Vorverurteilung von Menschen mit Migrationshintergrund in eine Diskussion über die Waffenverbotszone einzusteigen, hält Hoffmann für kontraproduktiv: „Sowas bringt uns in einer demokratischen Gesellschaft nicht weiter."

Die Pressesprecherin der Organisation Copwatch Leipzig, Lisa Loewe, sieht das anders. Die Initiative hat den Antrag der Linksfraktion im Stadtrat unterstützt und leistet Aufklärungsarbeit rund um Polizeiarbeit und die Waffenverbotszone. Copwatch Leipzig führt Listen über Kontrollen, um aufzuzeigen, dass diese ein „rassistisches und klassistisches Narrativ" bedienen. Bei nur etwa vier Prozent der Kontrollen sei ein Verstoß festgestellt worden und innerhalb von diesem Anteil befänden sich Fälle, in denen Personen einen Schraubenschlüssel oder ein Cuttermesser bei sich trugen. „Das ist unverhältnismäßig", sagt Loewe. Am 17. November hat Copwatch Leipzig eine Demonstration gegen die Zone veranstaltet. Die Organisation wolle „eine kritische Öffentlichkeit erzeugen", um der Polizei zu zeigen: „Wir kontrollieren euer Handeln."

Hanna Lohoff

MELDUNGEN

Wilhelm

Der Bebauungsplan zum Wilhelm-Leuschner-Platz soll 2020 zur Beschlussfassung vorgelegt werden. Dies teilte Baubürgermeisterin Dorothee Dubrau (parteilos) in der Ratsversammlung am 19. November mit. Zum einen soll im Sommer 2020 der Bauantrag für das neue Institutsgebäude für Länderkunde der Universität kommen. Weiterhin ist der Bau einer Markthalle geplant. Laut Dubrau soll demnächst im Verwaltungs- und im Bauausschuss diskutiert werden, ob über der Halle die Verwaltung eines neuen technischen Rathauses errichtet werden soll. Zudem gibt es Überlegungen, das Forum Recht gemeinsam mit einem Neubau der Juristenfakultät auf dem Wilhelm-Leuschner-Platz anzusiedeln. Pläne für die große Freifläche gibt es noch nicht.

Wahl

Die Stadt sucht noch Helfer*innen für die Oberbürgermeisterwahl am 2. Februar 2020. Das teilte das Amt für Statistik und Wahlen Mitte November mit. 2.400 Freiwillige hätten sich demnach schon gemeldet. Voraussetzungen für den ehrenamtlichen Einsatz sind die eigene Wahlberechtigung sowie der Hauptwohnsitz in Leipzig. Die Wahlhelfer*innen organisieren jeweils tagsüber die Stimmabgabe und abends die Auszählung. Je nach Funktion gibt es eine Entschädigung in Höhe von 30 bis 50 Euro. Bei den Europa- und Kommunalwahlen im Mai 2019 fanden sich etwa 5.000 Helfer*innen.

Weiche

Flixtrain, der Eisenbahnableger von Flixbus, wird ab dem 15. Dezember auch Leipzig ansteuern. Das teilte das Unternehmen in einer Pressemitteilung im Oktober mit. Der Fahrplanwechsel bindet sieben neue Ziele an sein bundesweites Fernzugnetz an. Darunter befinden sich auch Erfurt und Halle (Saale). Fahrgäste aus Leipzig können jetzt unter anderem nach Berlin, Dortmund oder dem ebenfalls neuen Halt Aachen reisen. Abfahrten werden bis zu zweimal pro Tag und Richtung angeboten. Laut der Pressemitteilung fahren alle Flixtrain-Züge mit 100 Prozent Ökostrom von Greenpeace-Energy. Der Fernbusriese Flixbus legte 2018 die Tochter Flixtrain auf, um auch auf der Schiene konkurrenzfähig zu sein.

sg

Gegen Kälte und Einsamkeit

Winternotprogramm der Stadt Leipzig gestartet

Auch dieses Jahr führt die Stadt Leipzig wieder ein Winternotprogramm für Wohnungslose durch, um Obdach und die Grundversorgung mit Nahrungsmitteln und Hygieneartikeln zu gewährleisten. Es läuft bis zum 31. März 2020, wird aber bei andauernden kalten Temperaturen über den Stichtag hinaus fortgeführt. Insgesamt stehen 122 Schlafplätze für alleinstehende Männer und Frauen zur Verfügung, zwölf weniger als noch im letzten Jahr. Laut dem Sozialamt der Stadt musste die Kapazität aufgrund von Brandschutzbestimmungen verringert werden. Es werde dennoch niemand abgewiesen. Für Männer und Frauen gibt es jeweils eine Übernachtungseinrichtung, sowie eine für drogenabhängige Personen. Dazu kommen die ökumenische Kontaktstube *Leipziger Oase* und der Tagestreff für Wohnungslose *Insel*, die tagsüber warmes Essen, Getränke, Duschen und Bekleidung anbieten. Benjamin Müller, Leiter der *Oase*, sieht zusätzlich zur Grundversorgung mit Lebensmitteln und Kleidung noch eine weitere zentrale Aufgabe der Einrichtung: „Soziale Probleme und Schwäche entstehen häufig aus lang andauernder Einsamkeit."

Verschiedene in der Wohnungslosenhilfe tätige Vereine kritisierten die Übernachtungseinrichtungen. Durch die Geschlechtertrennung müssen Partner*innen in jeweils andere, weit voneinander entfernte Einrichtungen gehen. Zudem können betroffene Personen ihre Hunde nicht mitnehmen und müssten sie ins Tierheim geben oder draußen anbinden. Zwar gibt es in den Einrichtungen inzwischen Schließfächer, trotzdem sei eine Nachtruhe nur bedingt möglich, sagt Müller. Schließlich sei es schwer für Menschen, die keinen engen Kontakt miteinander gewöhnt sind, in Räumen mit jeweils vier Betten zu schlafen. Privatsphäre zu gewährleisten sei insgesamt kaum möglich für Tages- und Übernachtungseinrichtungen.

Niemand schläft grundlos draußen. **Foto: jw**

Wohnungslosen Menschen, die die Übernachtungseinrichtungen nicht besuchen möchten, bietet die Stadt einen Schlafsack und einen Nothilferucksack an. Darin sind eine Thermoskanne, eine Rettungsdecke, Kondome, Campingbesteck, ein Regenponcho sowie Hygiene- und Erste-Hilfe-Produkte. Letzteres ist laut Müller das größte ungelöste Problem. Denn viele Wohnungslose haben wegen ihrer Situation keine Krankenversicherung, sind aber aus demselben Grund besonders verletzungs- und krankheitsgefährdet. Müller schlägt vor, in eine der Einrichtungen eine*n Krankenpfleger*in einzustellen, die bei Bedarf die Wohnungslosen an eine*n Arzt*Ärztin oder ein Krankenhaus überweist. „Die Stadt muss dann nur dafür sorgen, dass niemand fragt, wer das bezahlt", sagt er.

Seit Februar steht täglich von 20:15 Uhr bis 20:45 Uhr ein Hilfebus vor dem Hauptbahnhof, um Bedürftige in die Notunterkünfte zu transportieren. Träger des Busses ist das Suchtzentrum Leipzig, das auch für den Tagestreff *Insel* verantwortlich ist und mehrere andere Projekte in der Wohnungslosenhilfe durchführt. Die Mitarbeiter*innen im Hilfebus nehmen Informationen über wohnungslose Personen, die Hilfe benötigen, zwischen 19 und 23 Uhr auch telefonisch entgegen. „Wir fahren dann hin und bieten Hilfe an, fragen die Leute, ob wir sie in eine Übernachtungseinrichtung bringen sollen", erzählt Tino Neufert, Mitarbeiter des Suchtzentrums. Sie verteilen Essen, Kleidung, warmen Tee, Schlafsäcke und ebenfalls Notfallrucksäcke. Im Sommer haben durchschnittlich fünf Menschen pro Nacht ihre Hilfe in Anspruch genommen, für den Winter erwartet Neufert natürlich mehr.

„Die Stadt fängt an, mehr für Wohnungslose zu tun", sagt Müller, fügt aber hinzu, dass es noch Handlungsbedarf gebe. Sowohl er als auch Neufert betonen, dass Wohnungslosigkeit ein strukturelles Problem sei, kein individuelles. Steigende Mietkosten würden letztendlich auch steigende Wohnungslosigkeit bedeuten.

Jonas Waack

Friedensgebet in der Nikolaikirche

Stadtgeschichten

Die Nikolaikirche beweist: Kirchenraum kann ein politischer Ort freien Denkens und gesellschaftlicher Revolution sein. Die Friedensgebete als Format dessen wurden in der DDR bereits 1978 in Erfurt ins Leben gerufen. Die Idee entstand in der Jugendarbeit der evangelischen Kirchen in Ost- und auch in Westdeutschland als Reaktion auf die atomare Aufrüstung beider Seiten des Eisernen Vorhangs.

Im September 1981 fand das erste montägliche Friedensgebet statt. Im darauffolgenden Jahr beschloss der Kirchenvorstand der Gemeinde Sankt Nikolai auf Bitte der Jungen Gemeinde des Leipziger Stadtteils Probstheida, ihren Kirchenraum für regelmäßige Gebete zur Verfügung zu stellen. Die Möglichkeit, die eigene Meinung zu äußern, lockte immer mehr junge Menschen in die Friedensgebete. Im Jahr 1983 wurden sie bereits von Demonstrationen gegen die Hochrüstung begleitet.

Das Friedensgebet heute **Foto: Andreas Birkigt**

In den folgenden Jahren bis zur Friedlichen Revolution 1989 gestalteten immer häufiger sogenannte jugendlich geprägte Basisgruppen das Friedensgebet, das immer mehr zu einem Raum politischen Umdenkens wurde. Die Sozialistische Einheitspartei Deutschland (SED) reagierte darauf mit Druck und Verhaftung Verantwortlicher. Im September 1988 verbot die Kirchenleitung der Nikolaigemeinde schließlich die Veranstaltung der Friedensgebete ohne ordinierte*n Pastor*in. Nach einigen Monaten wurde wegen wachsender Tumulte das Verbot wieder aufgehoben, der Wunsch nach Ausreise wich dem Wunsch nach politischer Umgestaltung und Freiheit. Im Zentrum der Friedlichen Revolution 1989 stand das Kirchenschiff der Nikolaikirche, auch in anderen Kirchen Leipzigs fanden zu dieser Zeit Friedensgebete statt. Der Nikolaikirchhof war auch außerhalb der Gebete zum Ort geworden, Unmut über den Staat zu artikulieren. Am 7. Oktober ging dort der Staat gegen etwa 400 Demonstrierende mit Wasserwerfern vor.

Dass der Wochenrhythmus beibehalten wurde, soll eine politische Botschaft sein: Gesellschaftlicher Wandel ist kein einmaliges Ereignis, sondern ein nie aufhörender Prozess. Statt Umsturzgedanken finden dort heute allerdings verschiedenste kirchliche aber auch zivilgesellschaftliche Themen Platz. Zu Winteranfang dieses Jahres rückt zum Beispiel eine Initiative in den Mittelpunkt, die auf die Wohnungsnot in Leipzig und deren Auswirkung aufmerksam macht. Immer wieder werden Lieder gesungen, und auch das „Vater Unser" darf nicht fehlen. Denn trotz aller Politik ist das Friedensgebet in der Nikolaikirche auch ein Ort der Stille und – wie der Name verspricht – des Gebets.

Theresa Moosmann

Bunt statt nur Rosa und Blau

Herausforderungen im Leben einer nonbinären Person in Leipzig

Noah hieß nicht immer so. Der 20-jährige Student der Universität Leipzig wuchs mit einem weiblichen Namen auf. „Obwohl meine Mutter ‚das Kind' gesagt hat und ich kaum mit festen Geschlechterrollen erzogen wurde, war mein Weg zum Erkennen meiner Identität ein ‚wild ride'." Mit 15 Jahren merkt Noah zum ersten Mal, dass sein soziales Geschlecht nicht weiblich ist. Er bezeichnete sich zunächst als transmännlich, also als Mensch, dessen Geburtsgeschlecht nicht mit der eigenen Identität übereinstimmt, bis er zu der Erkenntnis kam: „Ich bin nonbinär." Der Oberbegriff für Menschen, die sich nicht dem zweigeteilten Geschlechtersystem zuordnen wollen, vereint viele verschiedene Selbstverständnisse. „Wenn es ein Spektrum von männlich zu weiblich gibt, ordne ich mich mittig, aber eher männlich ein", erklärt er. Noah betont im Gespräch immer wieder, dass seine Erfahrungen nicht für alle gelten. Sein*e Partner*in sei genderfluid; das Geschlechtsempfinden verändere sich fließend.

Seit einem Jahr nimmt Noah Testosteron. Seitdem fühle er sich selbstsicherer und wohler im eigenen Körper. Er erzählt aber auch offen von den Schwierigkeiten: „Die Veränderungen gingen am Anfang viel zu langsam. Und wenn ich mich aufrege, ist mir meine Stimme leider immer noch zu hoch." Neben der Stimmveränderung hat Noah vor allem mehr Muskeln aufgebaut und ein wenig dunklen Bart in der Farbe seiner langen Locken bekommen. Er wartet sehnlichst auf mehr Bartwuchs: „Dann kann ich auch wieder Röcke und Kleider tragen, ohne dass mich Außenstehende als Frau bezeichnen."

„Manchmal werden nonbinäre Personen einfach vergessen", erzählt Noah. Foto: hl

Papierkram und Geld

Die Hormone hat Noah von einem Arzt verschrieben bekommen. Auch um seinen Namen zu ändern, musste er ein medizinisches Gutachten vorlegen. In Leipzig ist dafür vor allem der Diplompsychologe Kurt Seikowski Ansprechpartner. Er geht demnächst in Rente – nun wissen viele trans Personen nicht, an wen sie sich wenden können.

Noahs Leben scheint von Behördengängen und Besuchen bei Ärzt*innen geprägt zu sein. „Irgendwer muss damit anfangen, sich durch den Scheiß durchzukämpfen", erzählt er über seinen Weg durch die Bürokratie, den er auch geht, um ihn anderen zu ebnen. Ein wichtiges Beispiel dafür ist die Entscheidung, ob er sein Geschlecht zu männlich oder zu divers ändern möchte.

Da ist zunächst das Transsexuellengesetz, das seit 1981 gilt. Wer sein Geschlecht verändern möchte, zahlt gemäß diesem bis zu 4.000 Euro Prozesskosten. Mehrere Passagen wurden inzwischen vom Bundesverfassungsgericht als Verstöße gegen das Grundgesetz ausgelegt. Beispielsweise war nach einer Umbenennung und Neueintragung des Geschlechts eine Zwangssterilisation noch bis 2011 Pflicht. Außerdem musste der Körper durch eine Operation an das neu eingetragene Geschlecht angepasst werden. Auch die dieses Jahr vom Innen- und Justizministerium vorgelegte Reform des Transsexuellengesetzes ist umstritten, besonders, weil Fachverbände nur zwei Tage Zeit zur Stellungnahme hatten. In allen eingereichten Stellungnahmen wurde der Entwurf abgelehnt. Kritik gab es besonders an folgenden Inhalten der Reform: Zwang zur Beratung, Anhörung von Ehegatten vor Gericht und dass die erneute Antragsstellung nach einer Ablehnung von Umbenennung und Neueintragung des Geschlechts erst drei Jahre später möglich ist. Die Gesetzesreform wurde daraufhin gestoppt.

Seit dem 22. Dezember 2018 gibt es für Menschen wie Noah eine weitere Möglichkeit: sich als „divers" eintragen zu lassen. Der 20-Jährige hat sich dafür entschieden, weil er nur eine geringe Verwaltungsgebühr bezahlen musste. Allerdings benötigte er auch für diese Variante ein medizinisches Gutachten.

Orte der Begegnung

Bei rechtlichen, medizinischen und vielen weiteren Fragen, die nonbinäre und trans Menschen haben – zum Beispiel, wie es weitergehen soll, wenn Seikowski in Rente geht – hilft auch Rosalinde weiter. Der Verein bietet Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans, intergeschlechtlichen, queeren und asexuellen/aromantischen Personen (LSBTIQA*) Begegnung, Beratung und Bildung an. Im August dieses Jahres ist er von dem Leipziger Osten nach Lindenau in größere Räumlichkeiten umgezogen. Dort sitzt auch Paul Dombrowski, Ansprechpartner für das Bildungsprojekt *Liebe bekennt Farbe*: Er koordiniert die Schulbesuche von jungen queeren Menschen, die methodisch und anhand der eigenen Biografie über Queerness berichten. „Das Wissen über diese Themen ist gewachsen", erzählt Dombrowski. Grund sei vor allem das Internet als „Dreh- und Angelpunkt für Identitätspolitik", die sich in der Diversität von Influencer*innen und Serien wie dem Grimme-Preis nominierten „Druck" zeige, in der eine der Hauptrollen eine trans Person ist.

Begegnung erfahren Menschen vor allem in den verschiedenen Gruppen der Rosalinde. Auch Noah hat bereits solche für nonbinäre und trans Menschen besucht. Dombrowski erklärt, dass die Gruppen sehr unterschiedliche Strukturen aufweisen. Manche würden Ausflüge unternehmen, andere seien Gesprächsrunden oder veranstalteten lockere Treffen.

Bedroht und beleidigt

Immer mehr trans Personen würden sich outen, so Dombrowski. Aber trotzdem sei das kein Zeichen für eine hohe Toleranz innerhalb der Gesellschaft. An der Gewalterfahrungsstudie, herausgegeben von der *Landesarbeitsgemeinschaft Queeres Netzwerk Sachsen*, haben 369 LSBTIQ*-Menschen teilgenommen. 267 von ihnen sind in den letzten fünf Jahren Opfer von vorurteilsmotivierter Gewalt geworden. Viele wurden mehrmals und auf verschiedene Weisen angegriffen, haben körperliche Gewalt erfahren, wurden bedroht oder beleidigt.

Noah hat solche Erfahrungen glücklicherweise nicht gemacht. Seine Erklärung dafür: „Umso mehr ich als männlich durchgehe, desto weniger Angst muss ich haben." Er sagt, fremde Personen seien häufig unsicher im Umgang mit ihm, aber freundlich. „Die Menschen haben vermutlich größere Probleme mit ‚femininer' Kleidung an männlich gelesenen Personen als andersrum." Ganz ohne Schwierigkeiten sei sein Outing aber auch nicht verlaufen. Besonders seine Eltern hätten die Nonbinarität lange Zeit nicht wahrhaben wollen. Drei- oder viermal musste er sich ihnen gegenüber outen, bis er von ihnen akzeptiert wurde.

Das Vielfaltsbarometer 2019 der Robert-Bosch-Stiftung misst die Akzeptanz von Vielfalt in ganz Deutschland und zeigt, dass diese vor allem in Sachsen als Schlusslicht der Studie fehlt. Besonders wenig Verständnis gibt es im Freistaat laut dem Barometer für die Vielfalt von Religion. Aber auch die Akzeptanz der Dimensionen von Geschlecht und unterschiedlicher sexueller Orientierungen sei gering.

Veränderungen

Dombrowski wünscht sich für die Zukunft von Rosalinde und anderen Vereinen vor allem ein einheitliches Demokratieförderungsgesetz. Denn: „Politische Bildung ist das letzte, an dem man sparen sollte."

Noahs Kritik bezieht sich insbesondere auf Leipzig. „Es ist nicht böse gemeint, aber manchmal werden nonbinäre Personen einfach vergessen", erzählt er über einige feministische und queere Veranstaltungen. Misgendern, also das Bezeichnen einer Person mit dem falschen Pronomen, komme in Gesprächen zu oft vor. Oder es fehlten Triggerwarnungen, wenn in Filmen das Abbinden von Genitalien gezeigt werde. Noah wurde auch einmal über einen queeren E-Mail-Verteiler zu einem Sex-Workshop eingeladen, der sich nur an cis Frauen und heterosexuelle Paare richtete.

Noah wünscht sich, dass mehr Menschen den Mut finden, offen über ihre Erlebnisse zu sprechen. „Ich versuche, Romane zu schreiben", erzählt er etwas verlegen. Sich in Protagonistinnen hineinzuversetzen, falle ihm dabei durch seine früheren Erfahrungen leichter als vielen cis Männern. Er versuche außerdem, Frauen nicht ins Wort zu fallen, weil er selbst vor seinem Outing erfahren habe, wie nervig das sei – ein wertvoller Blick auf unsere Gender-Welt, die meistens nur rosa und blau kennt.

Pauline Reinhardt

Vereint unter einer Flagge – die Rosalinde Foto: pr

Krise und Kritik

Klimastreik in Leipzig findet nicht nur Unterstützung

Trotz des sehr novemberlichen Herbstwetters demonstrierten am 29. November laut Veranstalter*innen etwa 10.000 Menschen in Leipzig, um die Dringlichkeit der Lösung der Klimakrise zu unterstreichen. *Fridays for Future* rief, wie schon am 20. September, zusammen mit anderen Organisationen der Klimabewegung global zu Demonstrationen auf. Vertreten waren neben den Schüler*innen auch Studierende, Wissenschaftler*innen, Kulturschaffende, Eltern und die *Omas for Future*, die Wunschzettel an die Politik einsammelten. Gemeinsam forderten die Demonstrierenden, dass Bundes- und Landesregierungen radikalere Schritte unternehmen, um die globale Erderhitzung zu stoppen.

Etwa 1.200 Studierende stimmten bei der Vollversammlung für den Klimastreik. Foto: tm

Die Demonstration stellte den Höhepunkt der Klimastreikwoche dar, mit der die Bewegung auf die Klimakrise aufmerksam machen wollte. Dies geschah an der Universität Leipzig und der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) vor allem durch die von *Students for Future* und dem Studierendenrat (Stura) der Universität organisierte *Public Climate School* (PCS).

Im Rahmen der PCS bestreikten bundesweit Studierende den regulären Lehrbetrieb, obwohl Vertreter*innen von *Students for Future* vor dem Senat der Universität erklärten, dass dies nicht ihr primäres Ziel sei. Der Streikbegriff solle „ein starkes Signal setzen“, sie begrüßen es jedoch, wenn sich viele Lehrveranstaltungen öffnen und mit dem Thema Klima beschäftigen. Dennoch rief die Studierendenschaft der Universität auf einer Studentischen Vollversammlung am 25. November den Streik aus und forderte alle Angehörigen und Gremien der Universität auf, „sich an den fortlaufenden Anstrengungen zur Eindämmung der Klimakrise zu beteiligen“. Außerdem verlangte die Vollversammlung von der Universität, die Studierenden von der Anwesenheitspflicht in ihren Lehrveranstaltungen zu entbinden. In Sachsen gibt es jedoch gar keine rechtliche Grundlage dafür, Studierende zur Anwesenheit zu verpflichten. „Und wenn es sie gäbe“, erklärt Jacob Preuß, ein Geschäftsführer des Uni-Stura, „könnte Rektorin Beate Schücking sie gar nicht außer Kraft setzen“. Zu diesem sowie zu den anderen Beschlüssen der Vollversammlung äußerte sich die Universität nicht, Pressesprecher Carsten Heckmann nennt die PCS aber einen Erfolg.

Der neue Rektor der HTWK, Mark Mietzner, war von der Aufforderung zum Streik wenig begeistert und fand in einer Mail an die Studierendenschaft der Hochschule deutliche Worte: „Im Interesse aller Studierenden wird die Hochschulleitung darauf hinwirken, den ordnungsgemäßen Lehrbetrieb sicherzustellen und daher jegliche Störungen von Lehrveranstaltungen sowie des regulären Geschäftsbetriebs zu unterbinden.“ Er schrieb weiterhin, dass Aktionismus bei einem Thema wie dem Klimawandel fehl am Platz, ja sogar kontraproduktiv sei. Nach einem klärenden Gespräch mit *Students for Future* stellte jedoch auch die HTWK Räumlichkeiten für die PCS zur Verfügung.

Mit mehr als 250 Veranstaltungen bot die PCS in Leipzig das umfangreichste Angebot im deutschlandweiten Vergleich. Die Veranstaltungen setzten sich in verschiedenster Weise mit der Klimakrise auseinander. So gab es Workshops zur erfolgreichen Kommunikation der Klimakrise, Podiumsdiskussionen über verschiedene Lösungsansätze und Vorlesungen von *Scientists for Future*, in denen Wissenschaftler*innen die Prozesse erklärten, die zur Erderhitzung führen. Da viele Dozierende ihre Lehrveranstaltungen entweder umwandelten oder ausfallen ließen und Studierende dem Aufruf von *Students for Future* und dem Stura der Universität folgten, waren die allermeisten Veranstaltungen gut besucht. Während der Woche war der Campus Augustusplatz zudem unübersehbar verändert: Die Hörsäle wurden mit den Konterfeis und Namen globaler Umweltaktivist*innen versehen, um Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit zu lenken; es hingen Plakate und einige Toiletten wurden in Unisex- oder FLINT-Toiletten umgewandelt. Die Abkürzung FLINT steht für Frauen, Lesben, Inter, Nonbinär und Trans. All das wurde auch durch die Unterstützung des Senats der Universität und Schückings möglich gemacht, die die PCS ausdrücklich begrüßten.

Einige Dozierende und Hochschulgruppen kritisierten diese Unterstützung scharf. Stephan Mescher, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Juristenfakultät, distanzierte sich von einem Facebookpost der Universität, der die PCS bewarb, und warf der Rektorin und dem Senat vor, ihre Neutralitätspflicht zu verletzen: „Dass Frau Schücking hier so klar Stellung bezieht, ist in meinen Augen mit ihrer Verantwortung als Rektorin nicht zu vereinbaren.“ Denn wenn die Universitätsleitung in Themen Stellung beziehe, die unter demokratischen Parteien umstritten seien, könne der Eindruck entstehen, sie stehe manchen näher als anderen. Beim Thema der Klimakrise sei das eindeutig der Fall, sich am Kampf gegen Rassismus und für Gleichberechtigung zu beteiligen, sei aber sehr zu begrüßen. Außer ihm verurteilte auch die liberale Hochschulgruppe Freier Campus die Aussagen der Universitätsleitung.

Jochen Rozek, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität, widerspricht der Kritik: Die Universitätsleitung verletze das Neutralitätsgebot nicht. Das Bundesbeamtengesetz besagt, dass Beamt*innen, also auch Rektorin und Senatsmitglieder, sich zwar für eine Partei oder politische Position betätigen und äußern dürfen, aber nur außerhalb des Dienstes. Jeder Einfluss der persönlichen Überzeugungen auf das berufliche Handeln ist mit dem Neutralitätsgebot unvereinbar. Dies ist aber laut Rozek hier nicht der Fall, denn die angebotenen Veranstaltungen würden eine Reihe verschiedener politischer Positionen abdecken. Beispielhaft kann die Podiumsdiskussion über Zukunftsentwürfe sein, an der sowohl Felix Ekardt teilnahm, der für eine Lösung der Klimakrise innerhalb des Kapitalismus eintritt, als auch Ruth Kronberg, die einen Systemwechsel fordert. Das Veranstaltungsangebot sei insgesamt sehr vielfältig gewesen, sagt Rozek. Zudem sei der Klimawandel keine politische Position, sondern ein wissenschaftlich belegter Fakt. So bestehe kein Problem darin, die Veranstaltungen zu fördern und zu unterstützen. Heckmann äußert sich gegenüber luhze ähnlich: „Das Thema Klimawandel hat eine große gesellschaftliche Relevanz, ihm zu begegnen wurde parteiübergreifend als wichtig erkannt.“ Einer Neuauflage der PCS stehe die Universität wohlwollend gegenüber.

Jonas Waack

Anzeige

Eine für alle, alle für eine

Genderfreundliches Urinieren an Leipziger Hochschulen

„Mädchen oder Junge? Oder mehr als das & keins von beidem?“ stand während der *Public Climate School* an der Universität Leipzig auf Zetteln an den Toilettentüren. Jede Person sollte dadurch unabhängig von ihrem Geschlecht alle Toiletten nutzen. Die Aktion zeigt, dass solche Einrichtungen nicht mit einem Umbau verbunden sein müssen. Die Studierendenräte (Sturä) der Leipziger Hochschulen setzen sich derzeit für die Einrichtung von All-Gender-Toiletten ein. Dafür spricht vieles: diverse Menschen miteinbeziehen, Diskriminierung von trans Personen bekämpfen und lange Schlangen vor den Frauentoiletten vermeiden. Die bundesweit aktive *Arbeitsgemeinschaft trans*emanzipatorische Hochschulpolitik* betont, dass die Einteilung in Frauen-, Männer- und Behindertentoiletten Menschen mit Behinderung ihre Geschlechtszugehörigkeit und -identität abspricht. Die meistgenannten Kritikpunkte an All-Gender-Toiletten: Frauen seien dort nicht sicher vor Übergriffen und Pissoirs könnten eine unangenehme Atmosphäre schaffen.

All-Gender-Toilette an der Universität Potsdam **Foto: pb**

Universität Leipzig
Nahe dem Gleichstellungsbüro und dem Stura gibt es All-Gender-Toiletten. Außerdem sind mit Ausnahme des Hörsaalgebäudes rollstuhlgerechte Toiletten nicht nach Geschlechtern getrennt – „weil in der Gesellschaft Menschen im Rollstuhl nicht als sexuelle Wesen wahrgenommen werden“, kritisiert Beccs Runge, Referent*in für Gleichstellung und Lebensweisenpolitik beim Uni-Stura. Der Stura begrüßt eine Einrichtung weiterer All-Gender-Toiletten, aber bei der Unileitung habe man bislang nichts erreichen können. Carsten Heckmann, Pressesprecher der Universität, weiß davon nichts. Er fügt hinzu, man unterliege technischen Regeln: „Für weibliche und männliche Beschäftigte sind getrennte Sanitärräume einzurichten.“

Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK)
An der HTWK gibt es bislang keine All-Gender-Toiletten, aber der Stura setzt sich derzeit dafür ein. Sabine Giese ist Sprecherin des HTWK-Stura. Sie erzählt, der bereits gefasste Beschluss dazu sehe vor, dass in jedem der 13 Gebäude zwei solche Toiletten eingerichtet werden sollen: eine ehemalige Frauen- und eine ehemalige Männertoilette. Dazu gehöre auch, dass man Trennwände zwischen den einzelnen Pissoirs installiert. Den Vorschlag vom Dezernat Technik, die behindertengerechten Toiletten als genderneutral zu betrachten, habe man abgelehnt. Der Unterstützung vom Rektorat sei man sich sicher.

Hochschule für Musik und Theater (HMT)
Auch an der HMT gibt es keine All-Gender-Toiletten. Noa Flach vom HMT-Stura bedauert das. Man habe inzwischen durchsetzen können, kostenlose Menstruationsprodukte auf den Frauentoiletten zu verteilen. An weiteren Veränderungen wolle man sukzessiv weiterarbeiten, erzählt sie. Bei der nächsten oder übernächsten Rektoratssitzung werde man das Thema ansprechen – und sei gespannt auf die Antwort. Besonders, weil in dem Gebäude in der Grassistraße die Frauentoiletten viel weiter entfernt von den wichtigen Räumen sind als die für Männer.

Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB)
Die HGB kann „zusätzlich zu den geschlechtergetrennten Toiletten auch Toiletten ohne Bezeichnung“ vorweisen, sagt Shirin Barthel, die Gleichstellungsbeauftragte des HGB-Stura. Meike Giebeler, Pressesprecherin der HGB, betont, dass im Grunde genommen alle Toiletten geschlechterübergreifend genutzt werden. Dementsprechend gebe es keinen offiziellen Beschluss.

Pauline Reinhardt

Der neue Pfad zum Erfolg

Universität Leipzig erhält Förderung für 22 Tenure-Track-Professuren

Rektorin Beate Schücking spricht von einem „Erfolg auf ganzer Linie“ und ausnahmsweise ist diese Phrase berechtigt: Die Universität Leipzig hat die Förderung für alle 22 beim Bund beantragten Tenure-Track-Professuren erhalten. Deutschlandweit fördert der Bund 1.000 Tenure-Track-Professuren an 75 Hochschulen, davon werden in Zukunft überproportional viele auf die Universität Leipzig entfallen.

Tenure-Track-Professuren sind Stellen für Wissenschaftler*innen, die erst vor Kurzem promoviert haben. Sie sollen aufgrund herausragender Forschungsleistungen langfristig an die Universität gebunden werden und werden zunächst für vier Jahre angestellt, bevor ein aus Expert*innen und Vorgesetzten bestehendes Gremium sie zwischenevaluiert. Sollten sie diese Hürde nehmen, prüft das Gremium sie noch einmal nach fünf Jahren. Dabei geht es sowohl um ihre Fähigkeiten als Forscher*innen als auch um die Qualität ihrer Lehre, ihr akademisches und außeruniversitäres Engagement und den erbrachten Wissenstransfer, also wissenschaftliche Beratung, Patente und Weiterbildungen. Aus der Wirtschaft eingeworbene Drittmittel schlagen sich ebenfalls positiv in der Bewertung nieder. Sobald sie auch diese Prüfung überstanden haben, können die Kandidat*innen auf eine Professur auf Lebenszeit berufen werden, ohne dass diese erneut ausgeschrieben werden muss. Das heißt, sie müssen sich nicht erneut gegen Mitbewerber*innen durchsetzen.

Ganz klassisch eine Habilitationsarbeit zu schreiben und dann auf eine Professur berufen zu werden, ist weit unsicherer als dieser neue Karrierepfad. Denn wer zwar habilitiert, aber kein*e Professor*in ist, ist Privatdozent – hierfür steht die häufige Abkürzung PD – und muss eine bestimmte Anzahl von Lehrveranstaltungen anbieten, ohne notwendigerweise dafür bezahlt zu werden. Auch Junior- oder befristete Professuren bieten nicht den gleichen Grad an Sicherheit wie eine Tenure-Track-Professur.

Für wissenschaftliche Mitarbeiter*innen gibt es zudem aktuell oft nur befristete Stellen. Dementsprechend attraktiv ist die Planungssicherheit einer Tenure-Track-Professur. Die Universität erwähnt in ihrer Ordnung ausdrücklich, dass diese bessere Planbarkeit für einen höheren Anteil an Professorinnen sorgen und so „die Vereinbarkeit von Beruf und Familie signifikant verbessert“ werden soll. Eine Frauenquote ist jedoch nicht vorgesehen. Alle 22 Tenure-Track-Professuren sollen fakultätsübergreifend auf neu entstehende Forschungsfelder, die Lehrer*innenbildung, Schulforschung und die drei strategischen Forschungsfelder verteilt werden: „Nachhaltige Grundlagen für Leben und Gesundheit“, „Veränderte Ordnungen in einer globalisierten Welt“ und „Intelligente Methoden und Materialien“. Hier forschen verschiedenste Fachrichtungen in Bereichen, die die Universität als besonders wichtig einstuft. Bund und Länder finanzieren die Professuren gemeinsam, zusätzlich zu der steigenden Förderung, die Hochschulen im Rahmen des Zukunftsvertrags „Studium und Lehre stärken“ ab 2021 erhalten.

Jonas Waack

MELDUNGEN

Koalition

Nach knapp sechswöchigen Verhandlungen haben die Spitzen der CDU, SPD und Grünen am 1. Dezember in Dresden den Koalitionsvertrag für den Freistaat Sachsen vorgestellt.

Darin planen sie die Einführung eines landesweiten Semestertickets. Die Koalitionsparteien betonen besonders die Autonomie der Hochschulen. Um diese zu stärken, wollen sie bereits im kommenden Jahr das Hochschulgesetz novellieren. Der Vertrag sieht vor, das Studium familienfreundlicher zu gestalten und die Gleichstellung der Geschlechter sowie die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen zu fördern. Angesichts des Fachkräftemangels wollen die Parteien bestimmte Studienbereiche ausbauen. Vor allem die Medizin soll mehr Mittel und Studienplätze bekommen, „um medizinischen Versorgungsengpässen vorzubeugen“. Auch die Lehramtsstudiengänge sollen zusätzliche Plätze erhalten. Die Informatik soll im Hinblick auf die Digitalisierung stärker interdisziplinär ausgerichtet werden.

Außerdem versichern die Parteien, das Recht auf ein gebührenfreies Studium zu erhalten. Der Vertrag ist noch nicht von den jeweiligen Parteimitgliedern bestätigt, bis Weihnachten solle jedoch die Regierungsbildung abgeschlossen sein. Des Weiteren planen sie die Einrichtung eines sächsischen Promotionskollegs zum Austausch der Doktorand*innen und der Erhaltung des Promotionsrechts.

Diebstahl

Ein*e Unbekannte*r hat Anfang November ein Banner des Fachschaftsrats (FSR) Geschichte mit der Aufschrift „Bis Sexismus Geschichte ist“ aus dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum (GWZ) entwendet. In einem Instagram-Post forderte der FSR die Rückgabe des Banners. Laut einer Stellungnahme des FSR hinterließ der*die Täter*in einen Zettel mit der Aufschrift „Bis Gleichberechtigung Gegenwart ist“. In der Stellungnahme hieß es vom FSR, dass dies widersprüchlicherweise eine Zustimmung zum Ziel des Banners sei. Die Aktion sei „absolut kontraproduktiv“. Über das Motiv ließen sich nur Vermutungen anstellen. Für einen Dialog mit dem*der Täter*in sei der FSR weiterhin offen. Das gestohlene Banner war in einer gemeinsamen Aktion mehrerer Fachschaftsräte des GWZ entstanden. Ein neues Banner ist bereits in Planung.

Lisa-Naomi Meller

„Forschung muss ergebnisoffen sein“

HTWK-Rektor Mark Mietzner über Drittmittel, Stiftungsfakultät und Klimastreik

Seit Oktober ist Mark Mietzner Rektor der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (HTWK). luhze-Redakteur David Will sprach mit ihm am 27. November über Digitalisierung, Finanzierung aus der Wirtschaft und seine Position zur Klimastreikwoche.

Mit 14 von 27 Stimmen zum Rektor gewählt: Mark Mietzner Foto: Kirsten Nijhof

luhze: Warum haben Sie sich an der HTWK beworben?
Mietzner: Schauen Sie sich das Profil der HTWK an. Zwischen dem Bildungssektor und der Gesellschaft braucht es einen stärkeren Schulterschluss – man könnte fast sagen, einen neuen gesellschaftlichen Vertrag. Die Gesellschaft ist als Steuerzahler der Finanzier der Hochschulen. Diese sollten etwas zurückgeben, indem sie sich mit den großen gesellschaftlichen Herausforderungen auseinandersetzen: Klima, Migration, Mobilität. Solche Themen sind vielfältig, interdisziplinär und komplex. Die HTWK hat genau die Vielfalt, um hier Impulse zu geben: Wir forschen zum Beispiel zu alternativen Baumaterialien oder neuen Lösungen bei der Energieeffizienz. Wir forschen aber auch im Bereich der Digitalisierung. Die kann historische Arbeitsplätze verdrängen, doch eine Hochschule kann Perspektiven schaffen, die neue Arbeitsplätze entstehen lassen.

Seit 1990 hat sich bundesweit das Volumen der Drittmittel verfünffacht, auch die HTWK hat letztes Jahr einen neuen Rekord eingefahren – 12,1 Millionen Euro – von denen 1,9 Millionen aus der freien Wirtschaft kamen. Wie kann die HTWK da die Freiheit der Forschung garantieren?
Der akademische Mittelbau, der aus öffentlichen Geldern finanziert wird, ist ja bisher in Sachsen nicht existent an einer Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Wer betreibt aber letzten Endes die Forschung? Natürlich geht das nur über Manpower und die ist teuer. Ein Paper zu schreiben, das ist ein Handwerk, was man erstmal erlernen muss, und die Veröffentlichung dauert manchmal mehrere Jahre. Dann müssen die Mitarbeiter auch eine gute Bezahlung bekommen. Man kann sie nicht einfach auf einer 25-Prozent-Stelle halten. Forschung braucht Zeit und Raum. Es braucht im Vorfeld eine ganz klare Haltung. Inhaltlich steht die Grundlage dafür im Gesetz: Forschung und Lehre sind frei. Punkt.

Organisationen wie Hochschulwatch fordern, sämtliche Verträge zwischen der Wissenschaft und der Wirtschaft offenzulegen. Das passiert an der HTWK bei dem Großteil der Drittmittelfinanzierung aus der Wirtschaft nicht. Warum?
Die angesprochenen 1,9 Millionen von den insgesamt 12 Millionen beinhalten auch Fortbildungen und Seminare – das ist der unmittelbare Wissenstransfer. Es kommt niemand auf uns zu und sagt: Hier habt ihr einen Geldtopf, wir erwarten, dass ihr folgendes Ergebnis in Form eines Gutachtens liefert. Forschung muss immer ergebnisoffen sein.

Gibt es eine interne Richtlinie oder Ausschlusskriterien bei der Drittmittelakquise?
Das läuft letzten Endes thematisch. Unsere Drittmittel sind ja überwiegend kompetitiv und aus öffentlichen Mitteln eingeworben und haben ein Checks-and-Balances-System unterlaufen. Das läuft nicht so, dass man jemanden kennt, der einem Geld geben kann, und dem man dann einen Antrag schreibt. Wir schauen, welche Themen wir haben, welche öffentlichen Fördermöglichkeiten es gibt und bringen den Antrag auf den Weg.

Es gibt also keine Richtlinien.
Intern geregelt ist, dass wir kein wissenschaftliches Fehlverhalten, keine Manipulation tolerieren. Auch das Wissenschaftssystem als solches achtet viel stärker als früher darauf, dass das, was jede Forscherin und jeder Forscher tut, intrinsisch motiviert ist. Die eigene Reputation – das ist das einzige, was wir als Wissenschaftler haben. Wenn die verloren ist, kriegen sie kein Paper mehr publiziert, dann werden die auf keine Konferenz eingeladen. Dann werden sie quasi ausgeschlossen aus der Community und ihre Forschung ist wertlos.

Lassen Sie uns über die neugeschaffene Stiftungsfakultät „Digitale Transformation“ reden. Ihre Vorgängerin Gesine Grande hat von einer „Jahrhundertchance“ gesprochen. Worin liegt diese Chance?
Ich würde sagen, das steckt im Namen: Digitale Transformation. Die Digitalisierung ist eine der richtig großen Herausforderungen. Die Stiftungsprofessuren, die jetzt besetzt werden, gehen darauf ein. Das Ziel ist, die HTWK zu einem der Player im Bereich Digitalisierung in Leipzig, in Mitteldeutschland, in Deutschland oder vielleicht sogar über die Grenzen hinaus zu entwickeln: einem Ort, wo man über die Folgen von Digitalisierung nachdenkt und auch vorausdenkt. Das ist eine Riesenchance. Wenn man auf den Strukturwandel hier in der Region schaut, dann können wir einen Beitrag dazu leisten, dass sich die Region auch im Bereich der Digitalisierung weiterentwickelt.

Im Juni kritisierte der HTWK-Stura, dass die Deutsche Telekom fast alleinig die Fakultät finanziert, und warnte vor Beeinflussung. Wie bewerten Sie das?
Jede Professur wird ausgeschrieben, das ist ein normales wettbewerbliches Verfahren. Man muss sich beweisen, das ist eine Bestenauslese. Der gesamte Prozess und auch der Vertrag mit der Telekom sind vom Ministerium sehr genau geprüft.

Die Studierenden müssen allerdings ein Unternehmen als Praxispartner gewinnen. Bisher ging das nur bei der Deutschen Telekom. Wann werden auch andere Unternehmen anerkannt?
Dazu gibt es auch weitere laufende Anfragen. Wie weit diese sind, dazu kann ich jetzt nichts sagen. Aber es ist keine Exklusivveranstaltung für die Telekom, wenn Sie das jetzt daraus schließen würden.

Bisher läuft es halt exklusiv über die Deutsche Telekom.
Es fängt ja gerade erst an. Da muss man auch einfach ein bisschen warten, wie sich das entwickelt. Wir haben den Praxistransfer im Curriculum verankert, weil wir berufsbefähigend und praxisorientiert arbeiten wollen. Ohne Partner gibt es den nicht.

Diese Woche findet die *Public Climate School* statt. Sie haben am 18. November eine Rundmail verschickt, in der Sie den Aktivisten Aktionismus unterstellten. Wie stehen Sie zu den Veranstaltungen?
Der Klimawandel ist eine der großen gesellschaftlichen Herausforderungen und die Hochschulen müssen einen Beitrag leisten. Wir haben die Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, damit hier eine Diskussion stattfinden kann. Man kann sich also durchaus sehr kontrovers zu Themen äußern und sich streiten. Kritischer sehe ich es, wenn wie an der TU Dresden Räume besetzt werden und Lehre nicht stattfinden kann. Darum gab es bei uns Befürchtungen. Ich habe aber nichts verboten oder unterbunden, sonst hätte ich auch gar keine Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt oder den Professorinnen und Professoren die Teilnahme explizit freigestellt.

Die Räume wurden aber erst nach einem klärenden Gespräch bereitgestellt. Welche Befürchtungen hatten Sie zuerst?
Ich habe erst einmal die Verantwortung, jedem Mitarbeiter die Chance zu geben, regulär seinen Lehrbetrieb durchzuführen. Dazu ist er laut seinem Arbeitsvertrag verpflichtet, das müssen wir sicherstellen. Hochschulen sind natürlich ein Ort des Austauschs, der gerne kritisch sein darf. Wenn aber wie heute Morgen Fluchtwege zugesperrt werden, habe ich keine andere Chance, als sie wieder freizumachen. Wenn ich ein Schloss vor ein Tor mache, damit niemand rein kann – wo soll dann der Diskurs stattfinden? Wir sind in einer Bildungseinrichtung, wir sind doch in der Lage, uns als angehende Wissenschaftler und Führungskräfte mit Argumenten über Themen auszutauschen. Wir brauchen keine Gewalt, wir haben die schärfste Waffe, die es gibt: den Verstand und die Ausdrucksfähigkeit. Wir wollen doch ein Bewusstsein verändern und nicht die körperliche Beschaffenheit von Mitmenschen.

Das wollte aber doch niemand in Leipzig. Keiner hatte Gewalt angedroht.
Wir befinden uns an einer Hochschule und brauchen den Dialog. Nur so werden wir das Problem lösen: durch Dialog, durch Technologie-Entwicklungen und durch einen Bewusstseinswandel – dass man nicht für jede Tüte Milch mit seinem PKW zum möglichst weit entfernten Supermarkt fahren muss. Ich habe nichts anderes erwartet, als dass hier ein Dialog stattfinden würde. Dass wir parallel dazu natürlich den regulären Lehrbetrieb aufrechterhalten, na gut: Es gibt halt auch Leute, die sich nicht beteiligen möchten oder sagen, dass sie dazu gerade nichts beitragen können. Das müssen wir auch akzeptieren.

Eine längere Version des Interviews findet ihr auf luhze.de

Zur Person

Mark Mietzner studierte Betriebswirtschaftslehre und promovierte 2006 an der European Business School, 2017 folgte die Habilitation an der Universität Darmstadt. Ab 2010 ging er als Juniorprofessor an die Zeppelin University in Friedrichshafen, wo er ab 2014 eine volle Professur ausübte. Parallel dazu arbeitete er ab 2015 als Dekan der Executive Education in der Weiterbildung von Führungskräften.

Frauenseiten

Feministische Bibliothek studiert eigene Geschichte

Virginia Woolf, Simone de Beauvoir, Christa Wolf, Margaret Atwood – Generationen feministischer Autorinnen reihen sich in den Regalen der Leipziger Bibliothek Monaliesa. In den fast 30 Jahren ihres Bestehens hat sie eine holprige Geschichte durchlebt. Über die ersten zehn Jahre können Interessierte nun in einer im Oktober veröffentlichten Broschüre mehr erfahren. Im Rahmen des Projekts *Nicht vergessen, an sich selbst zu denken* wurde das Archiv gesichtet und die Geschichte der Bibliothek aufgearbeitet. Der Text ist das Ergebnis einer der Projektstellen, die das Leipziger Kulturamt in diesem Jahr förderte.

Einen Austausch zu schaffen für Frauen, um über ihre Erfahrungen und Ansichten zu sprechen – das war Susanne Scharffs vorrangiges Ziel, als sie 1990 in Leipzig die erste Frauenbibliothek in Ostdeutschland gründete. Dass sie sieben Jahre später den Titel Bücherfrau des Jahres tragen würde, ahnte sie damals wohl noch nicht. Von ursprünglich 30 Büchern, die westdeutsche Aktivistinnen der Leipziger Fraueninitiative spendeten, wuchs der Bestand an Medieneinheiten über drei Jahrzehnte hinweg auf das Tausendfache an. Zwei Jahre nach der Gründung bekam die Bibliothek den Namen Monaliesa. Wie ihre Vorgängerinnen auf das Wortspiel gekommen sind und warum ausgerechnet das lächelnde Modell da Vincis als Namensgeberin gewählt wurde? „Das wissen wir tatsächlich auch nicht genau“, sagt Kulturwissenschaftlerin Anne, die sich seit 2014 ehrenamtlich bei der Monaliesa engagiert.

Neben Anne engagieren sich noch 13 weitere Frauen, inklusive einer von der Stadt geförderten Teilzeitstelle. Am besten gefalle ihr der Kontakt zu den Kund*innen: „Es ist spannend, zu sehen, welche Fragen Nutzer*innen an den Bestand haben.“ Neben dem geregelten Budget für Bestandserweiterungen bekommt die Bibliothek auch Bücherspenden von Verlagen, von Nutzer*innen oder aus Nachlässen.

Finanziell hatte die Bibliothek in der Vergangenheit oft Probleme, sowohl 1997 als auch 2013 musste sie temporär schließen. „Wir haben uns damals die städtische Förderung hart erkämpft“, sagt Anne in Bezug auf die Krise vor sechs Jahren. Der Lotta-Verein, der feministische Mädchen- und Frauenarbeit fördert, übernahm schließlich die Trägerschaft, 2015 erhielt der Verein die institutionelle Förderung durch das Kulturamt der Stadt. Die Wiedereröffnung nahm das neue Team der Monaliesa als Anlass, den Untertitel zu „feministische Bibliothek“ zu ändern. „Das empfanden wir einfach als zeitgemäßer, da es alle Geschlechter einschließt und sich nicht nur an Frauen richtet“, so Anne. Auch der Inhalt blieb nicht frei von Veränderungen. So wurden vor allem esoterische, aber auch Koch- und Handarbeitsbücher aussortiert.

Monaliesa befindet sich im Haus der Demokratie. Foto: sg

Jährlich finden etwa 20 Vorträge, Debatten, Filmvorführungen oder andere Veranstaltungen statt. „Die Bibliothek ist dann oft extrem voll“, berichtet Anne. Für gewöhnlich kämen 80 bis 90 Personen.

In den 1990er Jahren betrieb die Bibliothek auch pädagogische Mädchenarbeit: Es gab Vorlesestunden, die zunächst nur dazu gedacht waren, die Kinder der Besucher*innen zu betreuen. Ab 1996 nahmen auch andere Mädchen zweimal wöchentlich an Lagerfeuerabenden, Foto-Ausstellungen und Selbstbehauptungskursen teil. Noch heute besitzt die Monaliesa eine Sammlung an gendersensibler Kinder- und Jugendliteratur. Jedoch seien mittlerweile eher Über-Zwanzigjährige die Hauptzielgruppe.

In Zukunft möchte die Monaliesa enger mit Organisationen aus dem sächsischen Umland zusammenarbeiten und Veranstaltungen dort organisieren. Die Projektstellen für 2020 seien schon beantragt. „Wir wollen Leute außerhalb der Stadt erreichen“, sagt Anne.

Sophie Goldau

Der Wunsch nach etwas Besonderem

Wie sich an Stickereien ein menschliches Grundbedürfnis zeigt

Von Katie ist nicht mehr zu sehen als ihre Hände, die sich im Rechteck des Youtube-Videos bewegen. Zuerst zeichnet sie auf ihrem Tablet ein kleines Muster, dann überträgt sie die Zeichnung mit Bleistift auf die glatte blaue Oberfläche ihres Rucksacks. Mit Nadel und Faden formt sie ihren Namen, einen Gänseblümchenkranz und verschiedene Ranken.

Die Technik, mit der Katie ihren Rucksack verziert, existiert seit der Steinzeit und obwohl sie nun ein Tablet statt einer Vorlage auf Papier benutzt, hat sich diese Methode im Grunde seit dieser Zeit kaum verändert. Das Video passt thematisch zur Ausstellung „History in Fashion“, die noch bis zum 29. März im Grassi-Museum für Angewandte Kunst zu sehen ist.

Taufkleid Foto: Esther Hoyer

„Stickereien dienen immer dazu, Bedeutung in Kleidung einzutragen“, erklärt Stefanie Seeberg. Als Kuratorin hat sie bestickte Textilien aus der großen Sammlung des Museums zusammengetragen. Die Räume sind verdunkelt, um die empfindlichen Stoffe zu schützen. Die Stücke sind nicht chronologisch sortiert, sondern innerhalb der Räume nach Themen.

Kulturelle Aneignung ist ein Schwerpunkt der Ausstellung und ist heute zum Schlagwort und Kampfbegriff geworden. In der Modeindustrie wird besonders vehement um ihn gestritten. Dass beispielsweise Chanel einen 2.000 Euro teuren Boomerang verkauft oder Marc Jacobs seine zumeist weißen Models mit Dreadlocks auf den Laufsteg schickt, wurde von Teilen der Öffentlichkeit kritisch hinterfragt. Im 19. Jahrhundert waren weiße Europäer*innen fasziniert von den vermeintlich fremden Kulturen. Das zeigt sich in der Ausstellung zum Beispiel an einer Männermütze, die von persischen Kopfbedeckungen inspiriert wurde. „Es ist diskussionswürdig, wie wir mit fremden Kulturgütern umgehen“, merkt Seeberg dazu an. Nicht nur damals, als durch die Mystifizierung des sogenannten Orients ein „Anderes“ konstruiert wurde, sondern auch heute.

Aus allen Stücken der Ausstellung spricht der Wunsch nach Individualität – im Mittelalter und heute. Mit ihrer Haptik durchbrechen die Stickereien die glatte Oberfläche des Stoffes. Heute werden Kleidungsstücke jedoch unter ganz anderen Bedingungen hergestellt als damals. Obwohl es internationale Arbeitsschutzgesetze gibt, ist die Textilindustrie für ihre prekären Arbeitsbedingungen bekannt. Das betrifft vor allem die Produktion in asiatischen Ländern wie Bangladesch und China. 2008 stellte eine Studie der Clean Clothing Campaign fest, dass Arbeiter*innen in Textilbetrieben in China, Indien, Thailand und Indonesien oft nur die Hälfte des gesetzlich vorgeschriebenen Mindestlohnes verdienen. In Deutschland hingegen werden etwa 40 Prozent der Kleidung kaum getragen.

Der Rucksack, den Katie bestickt, wurde in Fließbandarbeit statt von einer Schneiderin hergestellt. Früher konnten sich nur wenige Menschen ein bestickstes Kleidungsstück leisten, der globale Kapitalismus verspricht es allen. „Auch bei Massenware haben die Verbraucher*innen den Wunsch, etwas Individuelles zu besitzen“, sagt Seeberg dazu: ein Widerspruch, der zu denken geben muss.

Lisa Bullerdiek

IMMERGUT

Final Fantasy VII

Als ich kurz nach der Jahrtausendwende als 10-jähriger Nasebohrling auf den Röhrenbildschirm meines ersten Computers starrte, da wusste ich, dass die 90er Jahre doch etwas Gutes hervorgebracht hatten. Während meine Mutter in den Wehen lag und mit meinem Stiefvater in Richtung Krankenhaus fuhr, hatte ich anderes im Kopf und betete zu allen Göttern dieser Welt, dass ich bittebittebitte einen Schritt in die andere Welt tun dürfte, die mir da vom Bildschirm entgegenflimmerte.

Das 1997 veröffentliche Videospiel „Final Fantasy VII“ setzte zu seiner Zeit spielerisch und technisch so starke Impulse, dass es weltweit das zwischenzeitlich totgeglaubte Rollenspiel-Genre wiederbelebte. Die Rahmenhandlung ist fix erzählt: Ein skrupelloser Konzern entzieht dem Planeten seine Lebensenergie und knechtet die Bevölkerung. Eine kleine Gruppe – wir würden heute von Ökoterroristen sprechen – leistet Widerstand und findet sich bald in einem größeren Kampf wieder, in dem sich die Protagonisten ihrer Vergangenheit stellen müssen und von dem das Überleben des ganzen Planeten abhängt. Die altbackenen 3D-Animationen hauen heute zwar niemanden mehr vom Hocker, dafür bringen mich Plot, Charaktere und Cyberpunk-Setdesign sowie der eklektische 16-Bit-Soundtrack immer noch zum Schwärmen.

Schwieriger sind die stereotypen Rollenbilder: Sanfte Frauen sind ständig mit der Aufgabe gestraft, den weichen Kern unter der harten Schale der männlichen Protagonisten freizulegen. Die Pop-Feministin Anita Sarkeesian hat dieses Dilemma so kommentiert: „Remember that it's both possible and even necessary to simultaneously enjoy media while also being critical of its more problematic and pernicious aspects.“ Wer glaubt, diesen Spagat leisten zu können, dem kann ich „Final Fantasy VII“ nur empfehlen.

David Will

Entwickler: Square
Ersterscheinung: 1997

„Ich bin keine Dame – was soll das?“

Leipziger Journalistin über ihre Erfahrungen mit Sexismus

Von 108 Chefredaktionen deutscher Lokalzeitungen sind nur acht weiblich besetzt, jede große Printzeitung in Deutschland beschäftigt mehr Redakteure als Redakteurinnen. Antonie Rietzschel ist 33 Jahre alt und freie Journalistin für die Süddeutsche Zeitung. luhze-Redakteurin Theresa Moosmann hat mit ihr über Geschlechtergerechtigkeit im Journalismus gesprochen.

Für eine Frauenquote: Journalistin Antonie Rietzschel Foto: tm

luhze: Seit wann hast Du im Journalismus mit fehlender Gleichberechtigung zu tun?
Rietzschel: Von Anfang an. Ich habe relativ jung bei einer Jugendzeitschrift angefangen, da hat mein Chef gesagt, dass ich nie so gut sein werde wie zwei männliche Kollegen. Ich habe damals schon die Erfahrung gemacht, dass junge Männer in einem männlich geprägten Umfeld stärker gefördert und gelobt werden, weil sie zuweilen lauter und selbstbewusster auftreten. Auch ich wurde gefördert, hatte aber das Gefühl, niemals zu genügen, nie das erreichen zu können was ich möchte: eine gute Journalistin sein.

Du bist auch viel als Moderatorin oder als Gast bei Podiumsdiskussionen aktiv. Was erlebst Du dort?
Deren Besetzung nervt mich wirklich. Oft sitze ich dort als einzige Frau und fühle mich wie Dekoration. Man hört dann Sätze wie: „Ich fange jetzt mal ganz klassisch mit der Dame an.“ Ich bin keine Dame, was soll das? Es würde völlig reichen, mich namentlich vorzustellen. Meine Redezeit wird dann mit meinem Geschlecht verknüpft und nicht mit dem, was ich zu sagen habe. Vor und während der Veranstaltung fassen mich, vor allem ältere Männer, auch mal an, streicheln mir über die Schulter. Es soll eine nette Geste sein. Für mich hat das aber etwas mit männlicher Dominanz zu tun.

Woran merkst Du diese männliche Dominanz noch?
Das ist sehr subtil. Männer melden sich in Konferenzen häufiger zu Wort, egal ob ihr Wortbeitrag jetzt inhaltlich wertvoll war oder nicht. Sie sind schlicht präsenter. Sie fordern mehr ein, sind besser vernetzt. Manchmal empfinde ich das als Buddy-Mentalität. Da geht es im Zweifel weniger um die konkrete Arbeit, sondern darum, wer wen kennt. Dadurch entstehen durchaus Zirkel, in die ich schwer rein komme. Weil ich vielleicht bestimmte Codes nicht kenne oder nicht über dieselben Witze lache. Ich habe dieses Netzwerken lange unterschätzt. Ich habe meine Arbeit gemacht, war das fleißige Bienchen und dachte, damit wäre es gut. Diese Haltung habe ich auch bei anderen Kolleginnen beobachtet.

Findest du, dass Frauen in Pressehäusern genug inhaltliche Verantwortung haben?
Ich kann als freie Journalistin Themen vorschlagen und meinen Beitrag inhaltlich gestalten. Es sitzen aber mehr Männer in den Konferenzen und in den Ressortleitungen. Man merkt es, wenn man Zeitungen durchblättert und zählt, wie viele Männer als Protagonisten darin vorkommen, und wie wenig Frauen auf Fotos abgebildet sind. Man versucht dem zu begegnen. Bei der Süddeutschen Zeitung gibt es zum Beispiel einen Frauenbeirat, der mit der Chefredaktion bespricht, wie mehr Frauen in Führungspositionen gelangen können. Es gibt verschiedene Modelle, zum Beispiel eine geteilte Ressortleitung, die es Frauen in der Schwangerschaft ermöglicht, ihre Führungsposition nicht aufgeben zu müssen. Ich spüre aber, dass es bis heute Unterschiede gibt.

Wie kann man das Problem lösen?
Wir Frauen müssen sichtbarer werden und uns untereinander vernetzen. Wir müssen miteinander über Gehälter sprechen, über Strategien in Gehaltsverhandlungen, und müssen in den Konferenzen unsere Meinung sagen. Uns trauen, Führungspositionen zu übernehmen. Aber es geht nicht nur um die Frauen selbst. Chefredakteure und -redakteurinnen müssen sich fragen, welche Umstände, welche Atmosphäre nötig sind, um in den Redaktionen Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen herzustellen. Tatsächlich bin ich für eine Frauenquote, denn niemand ist bereit, freiwillig Macht abzugeben.

Eine längere Version des Interviews findet ihr auf luhze.de

Die Zukunft des Journalismus

Printsterben, Fake-News, patriarchale Redaktionen: Der Zeitungsjournalismus steht vor vielen Herausforderungen. Dem altehrwürdigen Medium wird seit Jahren das Ende vorhergesagt. Wie begegnen Journalisten den Herausforderungen dieser Zeit?

Grafik: Marie Nowicki

Mauer, Mitgliedschaft, Almosen

Wie Journalismus im Internet finanziert wird

Wird heutzutage über die Zukunft des Journalismus gesprochen, explodiert oft ein Feuerwerk negativer Begriffe mit Endzeitassoziationen: Identitätskrise, Zeitungssterben, bedrohte Pressefreiheit. Fakt ist: Die vierte Gewalt befindet sich in einer radikalen Umbruchphase. Neben Image- und Identitätsproblemen hat die Printbranche vor allem mit steigenden Druckkosten und sinkenden Printabonnements zu kämpfen.

Dass Journalismus auch im Netz bezahlt werden muss, ist den Verlegern mittlerweile bewusst. Das häufigste Finanzierungmodell der Onlineangebote deutscher Medien ist die Bezahlschranke, auch Paywall genannt. Artikel im Internet sind dabei nur in voller Länge abrufbar, wenn bezahlt wird. In der Regel ködern eine (Clickbait-)Überschrift und ein kurzer Teaser den Leser, bis der Text verblasst und ein Fenster mit der Aufforderung zum Abschließen eines Digitalabonnements aufploppt. Vom Spiegel über das Handelsblatt bis hin zur Leipziger Volkszeitung (LVZ) hat in den letzten Jahren der Großteil der deutschen Leit- und Regionalmedien eine digitale Mauer hochgezogen. Die am häufigsten verbreitete Form der Bezahlschranke ist die weiche Paywall, auch „Freemium“-Modell genannt, ein Mix aus kostenlosen und bezahlpflichtigen Artikeln.

Mittlerweile ein rares Bild: Zeitunglesen am Kiosk Foto:lb

Das Premium-Abo bei Spiegel-Online kostet monatlich 19,99 Euro und beinhaltet den unbegrenzten Zugriff auf alle Premium-Artikel und die wöchentliche Ausgabe des Print-Spiegels als E-Paper. Die LVZ setzt erst seit August auf Premiumangebote im Internet, hier soll man 2,49 Euro pro Woche für exklusive Online-Artikel zahlen. Eine Besonderheit: In den ersten 60 Minuten nach Veröffentlichung sind alle Texte frei zugänglich, erst danach fallen bestimmte Inhalte hinter die Paywall. „Es lohnt sich, immer wieder bei uns vorbeizuschauen – oder ein Abo abzuschließen“, schreibt die LVZ auf ihrer Website. Das Konzept: Traffic plus Abonnementeinkünfte. Denn zusätzlich zur Paywall schaltet die LVZ, wie viele Medien, Werbung, die lange das alleinige finanzielle Standbein für Onlinepublikationen war.

„Die digitale Anzeigenwelt funktioniert anders als die der gedruckten Presse“, sagt Christopher Buschow, Juniorprofessor für Organisation und vernetzte Medien an der Universität Weimar. In der Hochzeit des deutschen Zeitungsmarktes um 1900 – damals gab es hierzulande mehr als 4.200 Zeitungen – war die Presse als Massenmedium die attraktivste Werbeplattform. Google und Facebook können heute durch ihre detaillierten Datenansammlungen in den sozialen Netzwerken viel gezielter werben. „Mit dieser Effektivität können die Verlage nicht konkurrieren“, erklärt Buschow. Zusätzlich machen Adblocker digitalen Anzeigen oft einen Strich durch die Rechnung.

Alternative Finanzierungsmodelle müssen also her. Neben der Paywall setzen vor allem Medienneugründungen auf sogenannte Mitgliedschaften. Das Online-Magazin Krautreporter aus Berlin ist ein prominentes Beispiel. Geschäftsführer Philipp Schwörbel ist gleichzeitig Gründer der Serviceplattform Steady, die verschiedene Finanzierungspakete für Online-Medien zur Einbettung auf ihrer Website bereitstellt. Auf Krautreporter kostet werbefreier Journalismus sechs Euro pro Monat. Zehn Prozent der Einnahmen gehen dabei an Steady. „Eine Paywall impliziert einen Kaufzwang“, meint Schwörbel. „Eine Membership dagegen basiert auf Unterstützungswillen und einer Leidenschaft von Seiten des Publikums.“ Aber: „Aus ökonomischer Sicht gibt es zwischen Mitgliedschaft und Paywall keinen Unterschied“, sagt Medienwissenschaftler Buschow.

Ökonomisch sehr wohl einen Unterschied macht ein freiwilliges Spendenmodell. Die Berliner Tageszeitung Taz stellt all ihre Online-Inhalte kostenlos zur Verfügung. Sie appelliert an ihre Leser, einmalig oder dauerhaft zu spenden, wenn sie können und wollen. „Das wichtige Offenheitsprinzip des Internets geht durch die Paywall verloren“, sagt Ilija Matusko von *Taz zahl ich*, dem solidarischen Bezahlmodell der Tageszeitung. Die Argumentation: Wer gesellschaftlich relevante Inhalte wegsperrt und nur zahlungsfähigen Kunden zur Verfügung stellt, schränke den öffentlichen Diskurs ein und gefährde so die Demokratie.

Luise Mosig

Unter Druck

Rechte Strukturen stellen den Journalismus vor Grundsatzfragen

Der Umgang wird rauer. Die Formel, die man seit Jahren aus dem Onlinediskurs und der amerikanischen Politik kennt, hat in letzter Zeit für bestimmte Bereiche der Berichterstattung an Geltung gewonnen. Aus dem politisch rechten Spektrum wird die Berechtigung von freiem und kritischem Journalismus mehr und mehr in Frage gestellt. Was die AfD mit Diffamierungskampagnen gegen den „Mainstreamjournalismus“ auf Bundesebene betreibt, hat auch im journalistischen Alltagsbetrieb einige Intensität erreicht.

Die freie Journalistin Sarah Ulrich, die unter anderem für die Taz schreibt, berichtet von konkreten Bedrohungssituationen, insbesondere bei rechten Demonstrationen, „von Beleidigung, bis hin zu Schubsen und Angriffen.“ Die rechte Ideologie sei auf Ausschluss gegründet, wer nicht ins Weltbild passe, werde diskriminiert, bedroht oder sogar angegriffen. „Ich selbst habe das bei den rechten Ausschreitungen in Chemnitz als sehr extrem und bedrohlich erlebt“, sagt Ulrich. Sie stellt eine Intensivierung dieser Tendenzen fest. „Das Wort Lügenpresse ist in das allgemeine Vokabular mit eingeflossen. Der Negativdiskurs in Bezug auf die Presse hat sich verstärkt.“

Ann-Kathrin Canjé, die momentan ein Volontariat beim MDR macht, sagt, es sei nicht möglich, eine Reportage über die AfD zu drehen, ohne beleidigende Kommentare zu erhalten. Sie habe ein ungutes Gefühl bei der Berichterstattung, da sie selbst schon erfahren habe, dass ein Passant sie an der Berichterstattung hindern wollte. Dennoch möchte sie weiterhin, so weit es geht, neutral über Sachverhalte berichten und sich nicht einschüchtern lassen.

Auch Josa Mania-Schlegel, der für die Zeit im Osten arbeitet, ist der Ansicht, dass sich etwas verändert hat. Vor allem sei sein Berufsfeld seit dem Erstarken der AfD selbstreferentieller geworden. Dadurch, dass der Journalismus von rechts bedroht werde, setze er sich sehr viel mit dieser Bedrohung und der eigenen Reaktion darauf auseinander. Insbesondere Texte über Ostdeutschland stünden immer mehr in Bezug zur AfD. „Es gibt Zeiten, da liegt der Fokus stark auf der AfD. Dann dominiert die AfD beinahe die gesamte Ost-Berichterstattung – und andere Themen gehen unter.“ Mania-Schlegel findet, dass sich das wieder ändern muss. Er wünsche sich mehr Gelassenheit von Seiten der Journalist*innen: dass nicht mehr über jeden Tabubruch berichtet wird.

Für Reporter*innen wie Sarah Ulrich, die explizit über die rechte Szene berichtet und über neonazistische Strukturen in der ostdeutschen Provinz aufklärt, ist Gelassenheit kein geeignetes Mittel. Sie berichtet, dass die Bedrohungen, die sie erfahren hat, ihre Arbeitsweise geändert hätten. „Ich bin definitiv vorsichtiger geworden und überlege mir bei Hinweisen, die mit der rechten Szene zu tun haben, zweimal, ob ich diese Recherche wirklich machen will oder nicht.“ Von rechten Demonstrationen berichte sie gar nicht mehr. Sie wünsche sich ein härteres Durchgreifen seitens der Politik, Gesetzesänderungen, um den Schutz der Journalist*innen zu ermöglichen. „Meinungsfreiheit ist ein wichtiges Gut“, sagt sie, „aber wenn Menschen andere Menschen bedrohen oder gar angreifen, dann ist es ohne Frage Sache des Staats, einzugreifen und dies zu verhindern.“

Franziska Roiderer

Entwicklungen im Printjournalismus

Gutenbergs Buchdruck von 1450 ebnete, neben der Herstellung von Büchern, auch dem Aufstieg von Zeitungen den Weg. Die 1650 vom Verleger Timotheus Ritzsch in Leipzig publizierte „Einkommende Zeitungen“ ist die älteste Tageszeitung der Welt. Ihre Blütezeit erlebte die Printbranche Anfang des 20. Jahrhunderts. Nachdem 1954 in Deutschland 225 Tageszeitungen mit Vollredaktionen erschienen, waren es 2018 nur noch 114. Als Vollredaktionen gelten jene, die den redaktionellen Teil ihrer Zeitung (Mantel) vollständig selbst erstellen.

Angebot

Obwohl der nationale Zeitungsmarkt seit Jahren mit Umsatzproblemen und sinkenden Werbegeldern kämpft, gilt nach wie vor: Deutschland ist Zeitungsland. Mit insgesamt 333 Tageszeitungen, 22 Wochenzeitungen und sechs Sonntagszeitungen. Zusammen besitzen sie eine tägliche Gesamtauflage von etwa 19 Millionen Exemplaren. Damit stellt Deutschland den größten Zeitungsmarkt Europas und den fünftgrößten weltweit. Ob Kiosk, Tankstelle oder Supermarkt – Deutschland besitzt zudem das weltweit dichteste Händler*innennetz an Verkaufsstellen für Zeitungen. In Kombination mit Onlineangeboten werden jeden Tag in etwa 66 Millionen Deutsche erreicht, alleine 9,9 Millionen per Abonnement.

Leser*innen

Im Durchschnitt widmet jeder Zeitungsleser seiner Lektüre 39 Minuten am Tag. 88,5 Prozent der Bevölkerung ab 14 Jahren nutzt regelmäßig nationale Print- oder Onlineangebote.

Gedruckte Tageszeitungen generieren ihre höchste Reichweite bei 50- und über 70-Jährigen, digitale Angebote hingegen bei den 14- bis 29-Jährigen. Nachdem 1996 bereits 41 Zeitungen eine Onlinepräsenz besaßen, sind es 2018 mittlerweile knapp 700.

Quellen: BDVZ, Media Perspektiven, IVW, Mediadb.eu, Zeitungsmap.de; Text: Vincent Biel; Grafik: Lisa Bullerdiek

Entwicklung

Die verkaufte Gesamtauflage der deutschen Tageszeitungen hat sich zwischen 1991 und 2018 fast halbiert: von 27,3 Millionen auf rund 14,1 Millionen Exemplare. Zudem unterliegt die deutsche Zeitungslandschaft einer zunehmenden Pressekonzentration. Die zehn führenden Verlagsgruppen besitzen einen Gesamtmarktanteil der Tagespresse von 61,6 Prozent (Stand: 2018). Zu den auflagestärksten Verlagsgruppen gehören die Verlagsgruppe Stuttgarter Zeitung (unter anderem Süddeutsche Zeitung) und die Funke Mediengruppe (unter anderem Thüringer Allgemeine). Mit einem Gesamtmarktanteil von 12,7 Prozent belegt die Axel Springer SE (unter anderem Bild) den ersten Platz.

Über Wissenschaftler*innen

Albert Einsteins Gehirn wurde bei seiner Obduktion gestohlen. Der Dieb war der zuständige Pathologe. Er bewahrte es danach 20 Jahre lang zu Hause in einem Glas auf.

***

Der Raketeningenieur Jack Parsons wollte zusammen mit dem Scientology-Gründer L. Ron Hubbard die Mutter des Antichristen großziehen.

***

Pythagoras' Lebensphilosophie verbat es ihm strikt, Bohnen jeglicher Art zu essen. Am Ende kostete ihn das sogar sein Leben, weil er sich auf der Flucht vor Räubern nicht in einem Bohnenfeld verstecken wollte.

***

Der Wirtschaftswissenschaftler John Maynard Keynes lud den Philosophen Ludwig Wittgenstein zu seinen Flitterwochen ein. Wittgenstein brachte Keynes Braut zum Weinen.

***

Vorstellungsgespräche bei Thomas Edison waren schwer: Er servierte den Bewerber*innen eine Suppe. Salzten oder pfefferten sie diese vor dem Essen, stellte er sie nicht ein, weil er ihnen Voreingenommenheit unterstellte.

***

Marie Curie bewahrte neben ihrem Bett eine Phiole mit Radiumsalz auf, dessen feenhaftes Leuchten sie bewunderte. Dieser ungeschützte Umgang mit radioaktivem Material kostete sie am Ende ihr Leben.

Lisa Bullerdiek

Anzeige

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Rot ist die Lösung

Durchbruch bei Herstellung von Quantencomputern

In 200 Sekunden löste Googles Quantencomputer im September ein mathematisches Problem, für dessen Lösung der schnellste Supercomputer 10.000 Jahre rechnen würde. Auch wenn sich Google einiger Tricks bediente und der Rechner nur für die Forschung relevant ist, sprinten die USA im Wettrennen um Quantencomputer voran. Die Physikfakultät der Universität Leipzig geht bei der Technik einen anderen Weg.

„Googles Computer muss aufwendig auf extrem niedrige Temperaturen gekühlt werden und durch die vielen Kabel und Leitungen ist er schlecht skalierbar“, erklärt Jan Meijer, Professor für Physik. Sein Team modifiziert Diamanten, um in ihnen die Effekte der Quantenmechanik auszunutzen. In der Bearbeitung der Diamanten ist jetzt ein Durchbruch gelungen. „Bald können wir Quantencomputer für den Alltagsgebrauch herstellen“, sagt Meijer.

Sein Team schießt Stickstoffatome in Diamanten, wodurch im Kohlenstoffatomgitter des Diamanten spezielle Zentren entstehen, in denen ein Stickstoffatom neben einem fehlenden Atom liegt. Diese Nitrogen-Vacancy-Zentren (NV-Zentren) verleihen dem Diamanten

Ein großer Schritt für einen kleinen Diamanten **Foto: nts**

seine rötliche Färbung und die nötigen Eigenschaften, um die Quanteneffekte nutzbar zu machen. Wie bei Google muss das System gekühlt werden. Dazu wird der Diamant mit einem grünen Laser bestrahlt, sodass sich die NV-Zentren auf minus 273 Grad Celsius abkühlen. „Der Diamant isoliert das NV-Zentrum wie eine Thermoskanne gegenüber Störungen von außen“, erklärt Meijer. Jetzt ist das System stabil genug für die Nutzung der Quanteneffekte.

Die Quantenphysik gilt für die kleinsten Teilchen unserer Welt. In dieser Welt passieren merkwürdige Dinge. Der Physiker Erwin Schrödinger veranschaulichte dies mit einer Katze und einer zufällig auslösenden Giftapparatur in einer Box. Die Katze bleibt solange gleichzeitig tot und lebendig, bis man die Box öffnet und nachschaut. Der Zustand der Katze ist in einer Überlagerung. Gegenüber einem klassischen Computer, wo die kleinste Einheit, das Bit, entweder Null oder Eins ist, kann ein Quantenbit (Qubit), wie bei Schrödingers Katze, Null, Eins oder eine Überlagerung beider Zustände annehmen. Dadurch profitieren Quantencomputer von einer Parallelität bei Berechnungen, die es ihnen erlaubt, bestimmte Probleme in Sekundenschnelle zu lösen, wo herkömmliche Computer scheitern würden. In dem Diamanten funktionieren die Spins der Kohlenstoffatomkerne als Qubits. „Der Spin ist klassisch gesehen der Drehimpuls eines Teilchens“, erläutert Meijer. „Quantenmechanisch verhält er sich aber ein bisschen anders.“ Das Team kann von außen die NV-Zentren mit elektromagnetischer Strahlung ansteuern. „Diese NV-Zentren sind eine Art Vermittler zwischen uns und den Spins der Atomkerne“, erklärt Meijer. Die Physiker können die Spins manipulieren und in dem Diamanten komplexe Schaltungen realisieren.

Dem Forschungsteam ist jetzt die kostengünstige Herstellung der modifizierten Diamanten gelungen. Sie verwenden Industriediamanten, die wenige Cent kosten. „Seit einem halben Jahr ist die kostengünstige Herstellung von Quantencomputern möglich“, sagt Meijer. „In fünf bis zehn Jahren haben wir einen Quantencomputer, wie Google ihn jetzt gebaut hat, bei Raumtemperatur in einem USB-Stick“, prognostiziert Meijer. Die Tage von schrankgroßen Quantencomputern in kalifornischen Forschungshallen seien gezählt. Die Diamanten werden sich durchsetzen. „Um 1.000 Qubits zu schalten brauchen wir nur 20 Leitungen. Unser System ist viel besser skalierbar als das von Google“, sagt Meijer. „Europa kann Amerika im Wettlauf um Quantencomputer schlagen.“

Niclas Stoffregen

Kein Kinderspiel

Leipziger Forschungs- und Lehrkindertagesstätte setzt neue Maßstäbe

Der Campus Jahnallee beherbergt neben verschiedenen Studienrichtungen seit August 2018 auch den Kindergarten *Am Elsterbecken*. Auf den ersten Blick bietet dort Fröbel, Deutschlands größter überregionaler Träger von Kindertageseinrichtungen, Platz für 81 Kinder bis zu deren Schuleintritt. Doch ein genaueres Hinsehen lohnt sich: Infolge der Eröffnung einer wissenschaftlichen Einrichtung im September 2019 steht die Erziehungswissenschaftliche Fakultät der Universität Leipzig fortan in Kontakt mit dem Kindergarten. Die Kooperation beider Einrichtungen macht aus der Kita eine landesweit einzigartige Forschungs- und Lehrkindertagesstätte (Folki).

Nach der Auswahl einer präzisen Forschungsfrage sollen Mitarbeiter*innen der Fakultät temporär die Möglichkeit bekommen, in den Kitaräumen ihren Forschungsanliegen nachzugehen. Punktuelle Video- und Audioaufnahmen werden nur anonymisiert zur wissenschaftlichen Weiterverarbeitung genutzt und können bei Bedarf auch mit weiteren Techniken zur Erfassung frühkindlicher Mimik, Bewegung und Körperhaltung kombiniert werden. „Es bietet sich ein großes Forschungspotential“, sagt Manuela Leideritz, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Fakultät, und verweist auf die enge Rückkopplung mit dem Träger Fröbel. „Sie bringen das Know-how im Kitabereich, wir die Expertise in Forschung und Lehre“, ergänzt sie. „Der aktuelle Wissensstand über das Interaktionsverhalten von Kindern im Vorschulbereich lässt bisher noch vieles offen; Lücken, die wir zukünftig füllen wollen.“ Doch nicht nur der Fakultät, sondern auch Fröbel bieten sich wertvolle Chancen.

Die Einrichtung befindet sich noch in der Aufbauphase. Eine Basisstudie und die Erhebung familien- und kindbezogener Entwicklungsdaten sollen das Grundgerüst bilden, sodass es Mitte 2020 eine erste Erprobungsphase geben könnte. Dabei wird es den Forscher*innen möglich sein, auf eine breite technische Infrastruktur zurückzugreifen. Nahezu alle Kitaräume drinnen und draußen, bis auf die Sanitäreinrichtungen, sind verkabelt und können für eine bevorstehende Forschung mit Kameras ausgestattet werden. Die Video- und Audiotechnik ermöglicht einen „unverfälschten Einblick in den Alltag der Kinder“, erklärt Leideritz. Auf diesem Wege können externe Störfaktoren ausgeblendet, Schwerpunkte kindlicher Entwicklung miterlebt und realitätsnahe Daten eingefangen werden.

Künftig erworbenes Wissen kann Fröbel zudem als Lehrmaterial zu Fortbildungszwecken und zur Qualitätsverbesserung pädagogischer Arbeit nutzen. „Die Kinder werden vor jedem Forschungsvorhaben informiert und könnten sich jederzeit der Situation entziehen“, sagt Strübing. „Extreme Transparenz und das Wahren von Persönlichkeitsrechten haben Priorität“, bekräftigt sie und verweist auf Elterngespräche und die bereits geleistete Aufklärungsarbeit. „Der Zuspruch der Eltern ist hoch. Jetzt gilt es, diesen gewinnbringend zu nutzen.“

Vincent Biel

Forschung trifft auf Pädagogik. **Foto: Fröbel e.V.**

Rennen gegen den Winterblues

Tipps für sportliche Betätigung in der Kälte an der frischen Luft

Es ist kalt, kurz nach dem Mittagessen wird es gefühlt schon wieder dunkel und an manchen Tagen lässt sich die Sonne überhaupt nicht blicken. Das sind keine motivierenden Bedingungen für Sport an der frischen Luft. Es gibt jedoch gute Gründe, auch im Winter die Laufschuhe zu schnüren oder sich zum Kicken im Park zu verabreden. Dabei gilt es einiges zu beachten, um Verletzungen und Krankheiten vorzubeugen. Wir haben bei Martin Busse, Professor für Sportmedizin an der Universität Leipzig, nachgefragt und Tipps zusammengefasst.

Wenn die Temperaturen sinken, müssen Sportler*innen ihre Kleidung anpassen. Bei kaltem Wetter ist Zwiebellook angesagt. Die Schichten sollten eng, aber nicht hauteng anliegen. Es empfiehlt sich atmungsaktive Kleidung, die den Schweiß nach außen hin ableitet. Baumwolle direkt am Körper eignet sich nicht so gut, stattdessen kann man die Funktionsunterwäsche vom Skifahren rauskramen. Zu dick sollte die Sportkleidung ebenfalls nicht sein. Anfangs darf man ruhig noch etwas frieren, damit das Warmlaufen auch einen Sinn hat. Der Kopf sollte im Winter jedoch immer geschützt sein, denn über ihn geht die meiste Körperwärme verloren.

Intelligent kleiden beugt Krankheiten vor. **Foto: privat**

Sitzt das Sportoutfit, geht es raus an die frische Luft. Beim Joggen oder anderen Sportarten ist es bei Minusgraden wichtig, durch die Nase einzuatmen. Denn so gelangt die Luft, anders als durch den Mund, erwärmt und befeuchtet in die Lunge. Beim Einatmen von kalter Luft durch den Mund werden die Schleimhäute trocken. Das erhöht das Risiko für einen Infekt, auch eine Verengung der Bronchien ist möglich. Sportler*innen, die durch den Mund einatmen, können sich auch ein Tuch oder einen Schal davor binden. So gelangt die kalte Luft nicht unmittelbar in die Lunge.

Infekte, die sich durch Husten oder Schnupfen äußern, lassen sich im Winter jedoch nicht komplett vermeiden. Bei Krankheit und auch bei einer Erkältung gilt selbst für passionierte Athlet*innen der Gesundheit zuliebe Sportverbot. Wer trotz eines Infekts Sport treibt, riskiert, dass die Viren zur Muskulatur und damit zum Herzen gelangen. Das belastet es nicht nur, sondern kann sogar zu einer Herzmuskelentzündung führen. Nach einer Erkältung sollte man mit dem Sporteln mindestens drei Tage, nach einem längeren Infekt eine Woche und nach Fieber etwa zehn Tage warten. Fühlt man sich wieder fit, kann es mit dem Training weitergehen.

Nicht nur Krankheiten können ein Faktor sein, deretwegen es uns im Winter schlecht geht. Auch aufgrund des mangelnden Lichts sind viele Leute in der kalten Jahreszeit müde und fühlen sich antriebslos. Schon ein paar Stunden Sonne oder zumindest Tageslicht können belebend wirken. Deshalb: Losspurten, solange es noch hell ist!

Wer es wegen Verpflichtungen in der Uni oder bei der Arbeit nicht schafft, den Trainingsplan nach dem Sonnenauf- oder -untergang zu richten, kann sich in Leipzig auch teilweise auf künstliches Licht verlassen. Beispielsweise der Fuß- und Radweg entlang des Karl-Heine-Kanals bis hin zum Lindenauer Hafen, die Uferwege am Elsterbecken sowie einige Strecken im Clara-Park und Palmgarten sind gut beleuchtet und eignen sich somit auch im Dunklen als Laufstrecke. Reflektoren an der Sportkleidung sowie Taschen- oder Stirnlampen sind trotzdem empfehlenswert. Generell geht die eigene Sicherheit vor: Wer Angst hat, kann sich in Gruppen zusammenschließen oder einen der Lauftreffs der Hochschulsportangebote besuchen. Denn wenn die eigene Motivation nicht reicht, hilft vielleicht die soziale Verpflichtung dabei, den inneren Schweinehund zu überwinden.

Hanna Lohoff

Prävention statt Reaktion

Verein für Reha- und Behindertensport in Leipzig

Knapp ein halbes Jahr her ist die Fusion aus dem Verein Rehasport Leipzig (RSL) und dem Behindertensportverein Leipzig (BVL) zum Leipziger Behinderten- und Reha-Sportverein (LBRS). Die Schwerpunkte des neuen Verbunds bleiben aber wie beim RSL: Rehabilitation, Prävention und Behindertensport. Letzterer soll durch die Fusion mehr im Fokus stehen. Das breite Angebot ist jedoch nicht alles, was der Verein anbietet: In Zusammenarbeit mit der Sportfakultät der Universität Leipzig wird hier auch ausgebildet.

„Das Programm des Vereins richtet sich an alle Altersgruppen und soll auch Menschen mit Beeinträchtigung ansprechen“, erklärt Luisa Harnisch vom LBRS. Dies unterscheide die Kurse vom Hochschulsport, der eher fitnessorientiert sei. Deshalb gibt es präventive Kurse wie zum Beispiel das Aquajogging , das die Krankenkassen meist mitfinanzieren. Dazu kommen aber auch Rehasport und Angebote für Menschen mit Behinderungen. Hierzu zählen Rollstuhlbasketball und Rollstuhlrugby, die auch wettkampforientiert sind. Die Basketballmannschaft *Rising Tigers* spielt beispielsweise seit 2010 in der Oberliga Ost, wo sie unter anderem gegen die *Niners Chemnitz* vom *BV Chemnitz 99* antritt. Der Sport soll für mehr Inklusion stehen, deshalb wird zwar im Rollstuhl gespielt, doch mitmachen kann man mit und ohne Handicap. Die *Rugby Löwen* trainieren seit 2008 und spielen momentan in der Regionalliga Nord/Ost.

Den Rehasport hingegen nutzen meist Menschen nach dem Aufenthalt in der Rehaklinik. Mit einer ärztlichen Verordnung und der Genehmigung der Krankenkasse übernimmt letztere oft einen Großteil der Kosten. In einem Gespräch findet sich dann der passende Kurs aus dem Angebot des LBRS.

Zu dem Rehabilitationsangebot zählt auch das *Ariadne*-Programm. Der Name kommt aus der griechischen Mythologie. Dahinter verbirgt sich ein Sportangebot für Menschen mit psychischen Erkrankungen sowie für solche mit Suchterkrankung. Das Programm soll sportliches Interesse wiedererwecken, da sich Bewegung positiv auf die Psyche auswirkt. Außerdem können Teilnehmende so eine Wochenstruktur zurückerlangen und in einem sicheren Umfeld neue Kontakte knüpfen. Harnisch berichtet von großem Interesse, vor allem der Fußballtreff sei sehr beliebt. Deshalb arbeite man daran, *Ariadne* weiter aufzustocken.

Harnisch ist beim LBRS nicht nur für die Vereinsverwaltung zuständig, sondern bietet als Vereinssportlehrerin auch Kurse an. Sie selbst hat an der Universität Leipzig Sportwissenschaft mit dem Schwerpunk Rehabilitation und Prävention studiert. Die Universität Leipzig ist Kooperationspartner des LBRS. So steht im Bachelorstudiengang Sportwissenschaft das Vertiefungsmodul Gesundheits- und Rehabilitationssport zur Auswahl. Studierende können ab dem fünften Semester eine Ausbildung in Form eines einjährigen Praktikums beim LBRS absolvieren. Darauf kann dann der Master in Rehabilitation und Prävention folgen. Von Beginn an sind die Studierenden Teil des LBRS und dürfen Kurse planen und leiten. Berufsperspektiven sind nach dem Bachelor zum Beispiel im Bereich des Vereinssport als Trainer*in oder Fachkraft für Prävention. An der Universität Leipzig kann man sich aber auch im Master noch weiter spezialisieren.

Pia Benthin

Rising Tigers in Aktion **Foto: LBRS**

Winterliches Studi-Stylebook

Wie Studierende in Leipzig trotz Kälte stilsicher bleiben

Sobald der Winter naht, sieht man mich nur noch in dicker Jacke und Schal, da ist der einzige modische Lichtblick mein rotes Paar Schuhe. Doch was machen die Leute anders, die auch im Winter aussehen, als wären sie gerade von der Pariser Fashion Week in Leipzig angekommen? Was denken sie morgens, wenn sie nicht wissen, was sie anziehen wollen? Und was ist ihnen beim Zusammenstellen eines Outfits wichtig? Diese und ein paar weitere Fragen haben wir den stylischsten Studierenden gestellt, die wir auf Leipzigs Straßen finden konnten.

Konzeption und Fotos: Sophie Berns

Patrick, Wirtschaftsingenieur- und Bauwesen (HTWK)

„Ich würde nie Hosen mit Löchern tragen. Leute, die sich absichtlich so anziehen, als wenn sie sich keine anständige Kleidung leisten könnten, finde ich nicht cool. Mein Ziel ist vor allem, ordentlich auszusehen.“

Lea, Soziale Arbeit (Hochschule Merseburg)

„Durch meine Hautfarbe falle ich hier in Leipzig sowieso schon auf. Das Tragen von auffälligen Farben ist ein Versuch, mich dieser Aufmerksamkeit auf eine Weise zu stellen, mit der ich mich wohlfühle.“

Anna und Sarah, Medienkunst und Fotografie (HGB)

„Unser Style ist sporty, sexy und ein bisschen komisch. Die Kombi von Kleidung, die eigentlich nicht zusammenpasst, ist ein gewollter Stilbruch. Er bedeutet Abgrenzung von den Menschen außerhalb unserer Blase.“

Sukhwinder, International Physics (Uni)

„Mein Stylevorbild ist Diljit Singh Dosanjh *(Indischer Sänger, Schauspieler und Moderator, Anm. d. Red.)*. Ich trage jeden Tag einen anderen Turban. Einerseits wegen meiner Religion, andererseits ist das mein Erkennnungsmerkmal.“

Anne, Museologie (HTWK)

„Ich trage immer schwarze oder graue Kleidung, weil ich mich darin am wohlsten fühle. Das ist praktisch, dann kann ich alles miteinander kombinieren. Was ich anziehe, entscheide ich spontan, ohne mir viele Gedanken darüber zu machen.“

Victorio, Deutsch als Fremdsprache (Uni)

„Ich schaue mir gerne an, was die Leute auf der Straße anhaben und richte mich ein wenig danach. Style ist für mich Emotion. Ich ziehe mich so an, wie ich mich fühle. Meinen eigenen Style würde ich als anders und vielfältig beschreiben.“

Lena, Germanistik (Uni)

„Ich mag Eleganz und habe eine große Schmuckliebe. Ohne Ohrringe gehe ich nicht aus dem Haus. Meine Omas sind meine Stylevorbilder, viel von meinem Schmuck habe ich von ihnen, aber auch von Flohmärkten oder aus Secondhand-Läden.“

Seungjoo, Malerei (HGB)

„Meine Frau ist mein Stylevorbild. Bei meinem Outfit ist mir wichtig, dass die verschiedenen Kleidungsstücke aufeinander abgestimmt sind. Früher wollte ich vor allem Aggressivität und Coolness mit meiner Kleidung ausdrücken, aber mit der Zeit hat sich das geändert.“

Auf zu neuen Märkten

Wir sagen euch, auf welchen Weihnachtsmarkt ihr gehen solltet

Innenstadt

Der stereotype Klassiker eines deutschen Weihnachtsmarkts stellt das Zentrum des alljährlichen Trubels dar. Vom 26. November bis zum 23. Dezember schmückt sich die Leipziger Innenstadt vom Augustusplatz bis zum Markt in festlichem Glanz. Kaum steigt man aus der Straßenbahn am Augustusplatz, geht das Gedränge los. Im Südtiroler Dorf kann man durch eine Vielzahl von Punschsorten aus Eigenproduktion dem Gaumen eine Freude bereiten, im Finnischen Dorf wird es mit frisch geräuchertem Flammlachs deftiger. Weiter stadteinwärts bietet der historische Weihnachtsmarkt einen Einblick in traditionelles Handwerk. Hat man Lust auf passabel schmeckenden Glühwein für läppische sechs Euro und darauf, sich zu fühlen wie eine Sardine in der Dose, ist man hier genau richtig.

Connewitz

Schlendert man lieber bei angenehmer Atmosphäre entspannt über den Weihnachtsmarkt, ist der Süden Leipzigs der richtige Ort. Denn dort lädt das Werk 2 vom 13. bis 22. Dezember ein und lockt neben den weihnachtlichen Klassikern wie Glühwein, Bratwurst oder Gebäckstücken mit alternativen Geschenkideen. Hier haben viele kleine Händler die Möglichkeit, ihre meist regionalen und nachhaltigen Arbeiten zu präsentieren, die viel Schmuck, Keramik, Grafik und Malerei beinhalten. Handgemachtes und Individuelles steht dabei im Vordergrund und es wird mit viel Liebe zum Detail gearbeitet, sodass die passenden Geschenke für Freunde und Familie schnell zu finden sind. Nicht vergessen: Blick nach oben werfen! Das Dachgeschoss in Halle A ist voller glitzernder Sterne.

Südvorstadt

Am 14. Dezember findet auf der Karli der 7. Vegane Weihnachtsmarkt auf dem Gelände der Feinkost statt. Dabei wird gezeigt, dass Weihnachten auch ganz ohne tierische Produkte gefeiert werden kann. Zu dieser Philosophie passen auch die Informations- und Handwerksstände, die vegane Kleidung, nachhaltige Kleinigkeiten oder Kunst anbieten. Nach gemütlichem Umherschlendern kann man sich am Lagerfeuer mit den lecker schmeckenden Snacks aufwärmen. Ob Süßes, Herzhaftes, Waffeln oder Suppen – hier ist für jeden Geschmack etwas dabei. Ein Highlight ist die Wichtelaktion. Also einfach etwas Altes von zu Hause mitbringen und gegen etwas neues Altes eintauschen. So kann man kinderleicht anderen und natürlich sich selbst eine Freude machen.

Plagwitz

Vom 26. November bis zum 23. Dezember lockt der Weihnachtsmarkt neben dem Felsenkeller zahlreiche Besucher an. Dieser findet auf dem Gelände des Biergartens, ganz naturbelassen unter den großen Kastanienbäumen statt. Spätestens hier merkt man, dass Leipzigs Weihnachtsmärkte genauso vielseitig wie die Stadt selbst sind. Seit vergangenem Jahr lädt der Markt im Mittelalterstil zum Bummeln, Stöbern und Verweilen ein. In Leipzigers Szene-Viertel kann man sich an circa 25 Ständen mit Waren aus den Bereichen Steampunk, Fantasy und Kunst beziehungsweise Kunsthandwerk versorgen. „Klein aber Fein“ trifft es hier als Motto sehr gut. Möchte man den Liebsten ein etwas ausgefalleneres Geschenk machen, so wird man hier sicher fündig.

Lara Götze

Der heimliche Fadenzieher

Das Projekt *Stil* führt viele Projekte zusammen

Das Projekt der Universität Leipzig, das Studieren in Leipzig (Stil) heißt, scheint glasklar und klingt gleichzeitig nebelhaft: Stil setzt sich für die Verbesserung von Lehre und Studium ein, bleibt dabei aber selbst im Hintergrund. Es lässt lieber seine 13 Teilprojekte für sich sprechen, in denen sich verschiedene Programme sammeln, die das Studium gesamtuniversitär, didaktisch und finanziell unterstützen. So gibt es an zwölf von 14 Fakultäten unterschiedliche Tutoring- oder Mentoring-Angebote. Im naturwissenschaftlichen Bereich werden mit der Laboruniversität verschiedene Lehr- und Lernprojekte ebenso gefördert wie die Angebote zur Prüfungsvorbereitung Leo und Leonie in der Juristenfakultät. Außerdem sind Einbindungsangebote für internationale Studierende in Stil entstanden, unter anderem das BeBuddy-Programm. Projektmanagerin Gretel Pfeiffer erklärt: „Die Teilprojekte sind eng mit Stil verknüpft, neben der Finanzierung hilft Stil mit der hintergründigen Koordination, um mehr Raum für die Maßnahmen zu lassen.“

Entstanden 2011 aus der Förderperiode des Qualitätspakts Lehre vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), wurde das Projekt 2016 mit einer weiteren Förderung von 14,5 Millionen Euro verlängert. „In der ersten Periode wurden umfangreiche Projekte beantragt und es gab schon grobe Ideen, was Problemstellungen sind“, resümiert Pfeiffer. Trotzdem konnten und sollten auch die Fakultäten selbst ihre Perspektiven einbringen. So wurden universitätsinterne Wettbewerbe für neue Projektideen ausgerufen. In der zweiten Periode lag der Fokus darauf, die Schwerpunkte in den Teilprojekten genauer zu bestimmen und fakultätsübergreifend zu arbeiten. Hier liegt für Pfeiffer auch die Spannung im Beruf: „Es gibt oft übergeordnete Themenfelder, die zusammenkommen oder sich gegenseitig unterstützen können. Mit einem übergeordneten Blick können wir sehen, wer gut gemeinsam Projekte machen könnte.“

In den im Mai 2019 beschlossenen Wissenschaftspaketen vom BMBF ist keine weitere Verlängerung der Förderperioden vorgesehen. Somit würden das Projekt und die Finanzierung Ende 2020 auslaufen. Die Projektbetreiber*innen können noch nicht einschätzen, wie es weitergeht, und bereiten sich auf mögliche Verhandlungen vor. Pfeiffer ist zuversichtlich: „Wir sind gut aufgestellt, und gehen gerade mit allen Teilprojekten die Zahlen und Evaluationen durch, um zu zeigen, dass die Angebote auch rege genutzt werden.“ Allein die Mentoring-Angebote würden pro Jahr ein paar tausend Studierende nutzen – ohne jemals den Namen des Projekts zu sehen.

Marie Nowicki

Stil* bleibt unsichtbar.** **Foto: Leon Grünig / *Stil

WIE GEHT EIGENTLICH...

Zimmerpflanzen überwintern?

Ihr konntet dieses Jahr einfach nicht an traurigen Pflanzen im Baumarkt vorbeigehen? Falls ihr es dann noch geschafft habt, die Pflanzen bis jetzt am Leben zu halten, steht ihr nun vor der nächsten Hürde – alle Pflanzen durch den Winter zu bringen.

Ihr habt es mit folgenden Gegnern zu tun: trockene Heizungsluft, dunkle Lichtverhältnisse, eure Überfürsorglichkeit und winzige Monster. Es bedarf jedoch nicht viel, um die nächsten harten Monate zu überstehen. Aufgedrehte Heizungen findet kaum eine Pflanze berauschend, hier genügend Abstand einplanen. Zusätzlich solltet ihr darauf achten, die Luft in eurem Zimmer feucht zu halten. Pflanzen verdunsten ständig Feuchtigkeit und je weniger davon in der Luft ist, desto mehr gibt die Pflanze ab. Mit Sprühflaschen und Wasserschälchen auf der Heizung habt ihr dieses Problem schnell behoben. Gegen die drohende Dunkelheit gibt es spezielle Pflanzenlampen. Wählt ansonsten einfach den hellsten Standort für eure Pflanzen aus. Wichtig ist auch, eure Überfürsorglichkeit zu drosseln und dem Drang zu widerstehen, eure Pflanzen viel zu gießen. Pflanzen fahren im Winter ihre Aktivität herunter und brauchen deshalb weniger Wasser. Um nicht zu Helikoptereltern zu werden, solltet ihr auch das Düngen und das Umtopfen einfach sein lassen. Fakt bleibt dennoch, dass eure Pflanzen im Winter geschwächt und somit anfälliger für Schädlinge sind, wie zum Beispiel Wollläuse, etliche Milben und gefräßige Thripse, die es in trockenen Räumen echt gemütlich finden. Sucht eure Pflanzen also regelmäßig ab. Achtung: Jede Pflanze hat ihre eigenen Bedürfnisse und nicht auf jede treffen diese Tipps zu. Wichtig für eine erfolgreiche Überwinterung ist also vor allem, dass ihr ein gutes Auge auf eure Schützlinge habt und sie noch besser kennenlernt.

Annika Seiferlein

Gutes Auge **Foto: as**

KOLUMNE

Arbeitsmarkt

Im Rahmen meiner Zukunftsplanung ist das Schreiben von Bewerbungen der Weg zum Ziel. Im Idealfall und mit ein wenig Glück lässt sich die Zahl der Versuche an zwei Händen abzählen und schon hat man den Arbeitsvertrag für den absoluten Traumjob in der Tasche. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen. Und es frustriert mich zutiefst, dass meine Bemühungen offensichtlich immer wieder umsonst sind. Es vergeht keine Woche, in der ich nicht an meinen sprachlichen oder gestalterischen Qualitäten, oder schlimmer, an meinen Qualifikationen zweifle. Hab ich mich nicht vor Jahren für ein spätes Studium entschieden, um meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern? Hier liegen Erwartung und Wirklichkeit oft weit auseinander. Der nächstbeste Job, der mir nicht die erhoffte Erfüllung verschaffen kann, ist vielleicht eine Option, jedoch nicht mein Anspruch.

Zentimeter für Zentimeter führte mich der steinige Weg meiner Ausbildung durch Bachelor- und Masterstudium in die Abgründe mühsam erstellter Bewerbungsunterlagen, ohne nennenswerte Aufmerksamkeit zu erlangen. Fast jeden Tag finde ich interessante Stellenangebote, fast jeden Tag schneide ich mein Anschreiben auf die individuellen Anforderungen zu und versuche, meine Erfahrungen und Eigenschaften ins rechte Licht zu rücken. Meine komplette Energie gänzlich darauf verwendend, ist selten noch Raum für sonstigen Komfort. Netflix vermisst mich.

Ist die Bewerbung endlich abgeschickt, erfasst mich eine wohlige Welle der Euphorie, weil es diesmal ganz bestimmt klappt. Die klingt spätestens nach einer Woche wieder ab, in der ich keinerlei Rückmeldung bekomme. Dann recherchiere ich im Internet, was ich möglicherweise anders machen sollte und bleibe bei all den unterschiedlichen Tipps ratlos zurück. Panik macht sich breit. Geduld ist echt nicht meine Stärke. Tief einatmen, Stress ausatmen. Krone sitzt, egal. Sich dem Hadern nicht ergebend, bleibt der Traum vom Traumjob.

Juliane Bonkowski

Kommentar zu Seite 4

Streiken bis gehandelt wird

Uni und Klimastreik schließen sich nicht aus

Dass die Klimakrise real ist, ist ein unumstrittener Fakt. Deshalb ist es bewunderns- und nachahmenswert, wie eine ganze Generation auf die Straße geht und den Mund aufmacht, um auf die Dringlichkeit der Thematik hinzuweisen, wenn vonseiten der Politik nichts kommt. In Vorbereitung auf den vierten globalen Klimastreik veranstaltete *Students for Future* (SFF) die *Public Climate School*. SFF rief die Studierenden dazu auf, reguläre Lehrveranstaltungen zu bestreiken, um das Programm rund um den Klimawandel zu besuchen.

Ein Streik ist die vorübergehende Verweigerung der Arbeitsleistung. Bei den Schüler*innen, die jeden Freitag bewusst fürs Klima einstehen, hat das eine Wirkung, weil das Sächsische Schulgesetz eine Vollschulpflicht von neun Jahren vorsieht. An der Universität Leipzig gibt es in den meisten Studiengängen jedoch keine Anwesenheitspflicht, also auch keine zu erbringende Arbeitsleistung, die es zu verweigern gilt. Anders sieht es in Studiengängen mit Anwesenheitspflicht oder der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (HTWK) aus, denn dort ist eine Anwesenheit von mindestens 85 Prozent vorgeschrieben. Durch eine ganze Woche Streik könnten sich Studierende also ins eigene Fleisch schneiden.

Doch gegen wen lehnt man sich hier überhaupt auf? Gegen die Hochschulleitung offensichtlich nicht, denn die Leitung der Universität begrüßt das Engagement ganz offen und bewarb auf den eigenen Social-Media-Kanälen die Veranstaltungen der *Public Climate School*. Rebellisch ist das, vor allem an der Uni, eher weniger. Deshalb ist es wichtig, dass die *Public Climate School* den Protest eine Stufe höher hebt. Lisa Kuner von SFF Leipzig betonte gegenüber der Leipziger Internetzeitung Ende November, dass die Veranstaltungen „offen für alle“ sowie „nicht-akademisch“ seien und sich alle Leipziger*innen an der *Public Climate School* beteiligen dürfen. Die Aufforderung an Dozierende, den regulären Lehrbetrieb auszusetzen und stattdessen der Klimakrise Zeit einzuräumen, ist mehr als sinnvoll. Schließlich lässt sich wissenschaftlich in beinahe jedem Fachgebiet ein Bezug zum Klimawandel herstellen und so lernt man einmal in der Hochschulkarriere fürs Leben, anstatt für den Abschluss.

Auf der anderen Seite ist genau jetzt Hochschulbildung relevant. Schließlich werden wir es sein, die Lösungen finden müssen. Dafür ist es jedoch auch wichtig, mit Argumenten und Wissen überzeugen zu können. Das können Studierende in einer Vorlesung genauso sammeln wie in der *Public Climate School*. Plastikmüll zum Beispiel kann auf lange Sicht nur verhindert werden, wenn es einen Ersatz gibt. Den gilt es aber erstmal zu finden. Und auch marketingtechnisch ist es sinnvoll, sich nicht angreifbar zu machen: Auf den Plakaten zur Aktionswoche war ausgerechnet „Puplic Climate School“ falsch geschrieben, während ein anderer Slogan der Bewegung doch ist „Dein Bachelor kann warten“.

Nichtsdestotrotz ist es ein Statement, sich mit *Fridays for Future* oder SFF zu solidarisieren. Denn am Ende hat das Ganze mindestens einen Effekt erzielt: Es wird darüber geredet.

Pia Benthin

Gegen Ängste helfen keine Schilder. (Karikatur zu Seite 1)

Karikaturen: Lisa Bullerdiek

„Einlass nur für Frauen“ (Karikatur zu Seite 5)

Kommentar zu Seite 8

Weiß, männlich, elitär

Redaktionen müssen endlich diverser werden

Guter Journalismus ist vielfältig – in der Themenauswahl, den Darstellungsformen und in der Art und Weise, welche Personen repräsentiert, welche Standpunkte zur Diskussion dargestellt werden. Guter Journalismus kann aber nur so vielfältig sein wie die Menschen, die ihn machen. Die deutschen Redaktionen sind noch immer zu weiß, zu männlich und zu elitär.

Die Abiturjahrgänge und Universitäten sind voll mit Frauen. Gerade die publizistischen und medienwissenschaftlichen Studiengänge, die einen beliebten Weg in den Journalismus darstellen, sind sehr weiblich geprägt. Wie kann es sein, dass sich das nicht in den Redaktionen, Ressortleitungsstellen und Positionen in der Chefredaktion widerspiegelt? Journalist*innen in Führungspositionen argumentieren gerne, dass das Problem komplex sei und übersehen dabei, wie einfach die Lösung ist. Sie lautet Frauenquote. Das Einführen einer Quote ist wie eine Botschaft. Eine Redaktion sagt damit: „Es ist uns nicht egal, dass Personengruppen und damit ganze Themenbereiche bei uns unterrepräsentiert sind. Wir unternehmen etwas gegen das Problem.“ Eine Quote ist leider notwendig. Denn niemand kann behaupten, es gebe zu wenig qualifizierte Frauen, die in den Journalismus wollen. Wie Antonie Rietzschel, Journalistin bei der Süddeutschen Zeitung, es ausdrückt: „Niemand ist bereit, freiwillig Macht abzugeben.“ Deshalb braucht es eine solche Maßnahme, um für ausgeglichene Redaktionen zu sorgen.

Diese Quote sollte es nicht nur für Frauen, sondern auch für People of Colour geben. Das Kontra-Argument, das an dieser Stelle häufig kommt, ist: „Wo hören wir denn da auf?“ Meistens hören wir schon auf, bevor eine Redaktion auch nur einen Schritt in Richtung Parität getan hat. Um guten Journalismus zu machen, müssen also Ideen her. Eine Quote ist ein Teil der Lösung. Auch geteilte Ressortleitungen sind sinnvoll, damit Frauen in der Schwangerschaft ihre Führungsposition nicht aufgeben müssen; ebenso wie spezielle Gremien, die auf Diversität in den Inhalten achten.

Die Bedingungen, in diesem Berufsfeld Fuß zu fassen, begünstigen zudem Menschen aus der wohlhabenden Bevölkerungsschicht. Denn ein unbezahltes Praktikum in Berlin, Hamburg oder München können sich in der Regel nur die leisten, die finanzielle Unterstützung von ihren Eltern bekommen. Für ein Volontariat ist ein akademischer Abschluss häufig Pflicht, ebenso wie Vorerfahrung, die man meist durch unbezahlte Praktika während des Studiums sammelt. Die Folge ist, dass die Redaktionen in Deutschland vor allem für die Eliten zugänglich sind.

Dieser mehrheitlich weiße, männliche, elitäre Journalismus soll die gesamte Gesellschaft ansprechen und alle Menschen ausreichend informieren. Das funktioniert nicht und so gibt es zwangsläufig Personengruppen und Themen, die chronisch unterrepräsentiert sind. Das ist kein guter Journalismus.

Hanna Lohoff

9 Dezember Montag

Werkstatt

Weihnachten rückt näher, der Weihnachtsstress beginnt und ihr habt noch kein Geschenk? Besinnt euch zurück auf eure Kindheit und gestaltet eure Geschenke wieder selbst in der Kunsthandwerkstatt im Naunhofer Kranwerk. Täglich geöffnet bis zum 15. Dezember.
| Ort: Altes Kranwerk | Zeit: 13 bis 20 Uhr | Eintritt: frei

11 Dezember Mittwoch

Hörtheater

Warum sind Jahrzehnte nach der gesetzlichen Aufhebung der Rassentrennung in den USA Afroamerikaner immer noch benachteiligt? Journalist Christian Lerch befasst sich in seinem Hörtheater „Anthropogen Schwarz“ mit der Problematik.
| Ort: Schaubühne Lindenfels | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

13 Dezember Freitag

Weihnachtsmarkt

Das Werk 2 öffnet seine Tore zum behaglichen Weihnachtsmarkt. In drei Hallen habt ihr bis zum 22. Dezember die Möglichkeit zu stöbern, zu naschen und natürlich viel Glühwein zu trinken.
| Ort: Werk 2 | Zeit: 16 bis 22 Uhr | Eintritt: frei

Konzert

Der Weimarer Orgelspieler und Professor Martin Sturm kommt an die Universität Leipzig und belebt die Orgel des Paulinums. Eure Ohren bereichert er dabei mit Kontrasten und Klängen von Bach, Schubert und Improvisationen.
| Ort: Paulinum | Zeit: 19:30 Uhr | Eintritt: 5€ ermäßigt (VVK), 6€ ermäßigt (AK)

16 Dezember Montag

Ausstellung

Die Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig (HGB) lädt zur Eröffnung der Ausstellung „1937 bis 2017: Von Entarteter Kunst zu Entstellter Kunst“ ein. Dabei dekonstruieren die Künstler totalitäre historische sowie zeitgenössische Sprachen.
| Ort: HGB | Zeit: 18 Uhr | Eintritt: frei

17 Dezember Dienstag

Performance

Die Klimakrise hat begonnen, das Abschmelzen der Polarkappen auch. Im Missionskontrollzentrum des Leipziger Naturkundemuseums könnt ihr die Geschehnisse in der Außenstation live mitverfolgen, wo die Polarforscherin des Museums gegen Widrigkeiten aller Art kämpft.
| Ort: Naturkundemuseum | Zeit: 19:30 Uhr | Eintritt: frei mit Anmeldung

18 Dezember Mittwoch

Weihnachtsfeier

Der Fachschaftsrat Kulturwissenschaft lädt zur „KuWis and friends Weihnachtsfeier“ nach Plagwitz ein. Bei Waffeln und Glühwein kann man der alljährlichen Dozierendenlesung lauschen. Es werden weihnachtliche wie unweihnachtliche Anekdoten aufgetischt. Danach gibt es Musik.
| Ort: Noch Besser Leben | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

Vortrag

Astrid Vieler, Leiterin der Bibliothek Medizin/Naturwissenschaften, referiert über die Bedeutung von wissenschaftlichen Publikationen, angesehene Journale und Verlage und ihre Marktmacht. Sie erklärt, was es mit Open Access auf sich hat und welche Probleme sich in den Weg stellen.
| Ort: Hörsaal 3, Uni Leipzig | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

21 Dezember Samstag

Flohmarkt

Ein letztes Mal in diesem Jahr öffnet das Westwerk seine Türen zum Trödeln. In besinnlicher Atmosphäre lassen sich auf dem „Kiezflohmarkt Plagwitz“ noch Weihnachtsgeschenke erwerben.
| Ort: Westwerk | Zeit: 10 bis 16 Uhr | Eintritt: frei

25 Dezember Mittwoch

Bar und Lounge

Vergesst den Stress, eure Eltern und die neuen Socken, die ihr sowieso umtauschen werdet. Für alle, die lieber Rock 'n' Roll hören als Weihnachtslieder.
| Ort: Flowerpower | Zeit: 21 Uhr | Eintritt: frei

Tipp des Monats

Film und Gespräch

Warum werden viele Opfer rechtsradikaler Gewalt bis heute angefeindet und kriminalisiert? Dieser Frage geht Mala Reinhardt in „Der zweite Anschlag“ nach. Der Film lief 2018 beim Dok-Festival. Nach der Filmvorführung findet in Kooperation mit dem Dok eine Diskussion statt.

Foto: Tim Paul Büttner

Grassi-Museum für Völkerkunde

18. Dezember, ab 19 Uhr

Eintritt frei

31 Dezember Dienstag

Party

Das neue Jahr wartet nicht, bis dein Bachelor fertig ist! Lasst auf der elsterartigen Silvesterparty die Korken knallen und tanzt euch ins neue Jahrzehnt. Ganz getreu dem Motto: „Silvester first, Sorgen second.“
| Ort: Elsterartig | Zeit: 22 Uhr | Eintritt: 9€ (VVK), 10€ (AK)

11 Januar Samstag

Theater

Die Theatergruppe *Andiwonder* geht den Verstrickungen der deutschen Bürokratie auf den Grund. In „My Own Private Bürokratie“ rechnet sie ab mit dem Jobcenter, Korruption und unendlichen Papiermengen.
| Ort: Ost-Passage Theater | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: 6€ ermäßigt

Rundgang

Die Leipziger Baumwollspinnerei eröffnet zum Jahresbeginn ihre neuen Ausstellungen und Galerien von rund 100 Künstlern. Dazu lädt die Spinnerei zum traditionellen Rundgang ein.
| Ort: Spinnerei, Halle 14 | Zeit: 11 Uhr | Eintritt: frei

14 Januar Dienstag

Film

Im HTWK-Hörsaal-Kino gibt es wieder einen Kinoabend. Diesmal mit dem Film „Breakthrough: Zurück ins Leben“.
| Ort: HTWK | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

15 Januar Mittwoch

Vortrag

1898 stach die erste deutsche Tiefseeexpedition in See. Ein umgerüsteter Handelsdampfer brachte Erkenntnisse und Waren mit, deren wissenschaftliche Auswertung 40 Jahre dauerte. Der Direktor des Naturkundemuseums referiert zum „Leuchtfeuer Valdivia“.
| Ort: Hörsaal 3, Universität | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

Führung

Das Deutsche Buch- und Schriftmuseum arbeitet für euch die Geschichte der Leipziger Buchwelt auf. In den Magazinen schlummern die Zeugnisse der Industriekultur des beginnenden 20. Jahrhunderts.
| Ort: Deutsches Buch- und Schriftmuseum | Zeit: 15 Uhr | Eintritt: frei

19 Januar Sonntag

Konzert

Das Leipziger Universitätsorchester lädt zum Semesterende zum traditionellen Semesterabschlusskonzert.
| Ort: Gewandhaus | Zeit: 18 Uhr | Eintritt: 4€ bis 16 €

22 Januar Mittwoch

Vortrag

Im Rahmen der Studium-Generale-Ringvorlesung „Die Entführung Europas“ referiert Oliver Schröm vom Recherchezentrum Correctiv über die Aufdeckung des Cum-Ex-Steuerbetrugs.
| Ort: HTWK | Zeit: 17:15 Uhr | Eintritt: frei

Konzert

Erasmus-Studierende der Hochschule für Musik und Theater (HMT) aus Spanien, Großbritannien, Tschechien und anderen Ländern Europas stellen sich mit einem Programm der klassischen Musik vor.
| Ort: HMT | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

26 Januar Sonntag

Neujahrsfest

Das Konfuzius-Institut Leipzig lädt ein, das neue chinesische Jahr der Maus zu zelebrieren. Künstler entführen euch in die Klang- und Tanzwelt Chinas.
| Ort: Werk 2 | Zeit: 15 Uhr | Eintritt: frei

Eingefärbte Termine sind kostenpflichtig.

DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Carl Ziegner (Gold-Abonnent)

Unterstütze uns auf Steady

IMPRESSUM

luhze
Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Telefon: 01771446675
E-Mail: chefredaktion@luhze.de

Online: www.luhze.de
Twitter: @luhze_leipzig
Instagram: luhze_leipzig
Facebook: luhzeLeipzig

Auflage:
10.000 Stück

Druck:
MZ Druckereigesellschaft mbH
Fiete-Schulze-Straße 3
06116 Halle (Saale)

Herausgeber:
Luhze e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
René Loch und Jonas Nayda
Geschäftsführer: Dennis Hänel

Anzeigen:
Preisliste 04/2019
anzeigen@luhze.de

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Luise Mosig (lm), Hanna Lohoff (hl), Pauline Reinhardt (stellv.) (pr)

Ressortleitung:
Hochschulpolitik: Theresa Moosmann (tm)
Reportage: Hanna Lohoff (hl)
Leipzig: Sophie Goldau (sg)
Wissenschaft: Jonas Waack (jw)
Rätsel: Luise Mosig (lm)
Thema: Pia Benthin (pb)
Kultur: Pauline Reinhardt (pr)
Sport: Hagen Küsters (hk)
Service: Marie Nowicki (mn)
Perspektive: Hanna Lohoff (hl)
Kalender: Niclas Stoffregen (nts)
Foto: Annika Seiferlein (as)
Grafik: Marie Nowicki (mn)
Campuskultur: Pia Benthin (pb)
Interview: Luise Mosig (lm)

Redaktion:
Dennis Hänel (dh), Julia Nebel (jn), Maximilian Mitschke (mm), Benjamin Sasse (bs), David Will (dw), Natalie Stolle (nst), David Kreilinger (dk), Simone Rauer (sr), Vincent Biel (vb), Lisa Bullerdiek (lb), Alicia Kleer (ak), Franziska Roiderer (fr), Leonie Beer (lb), Hannah Niederfeld (hn)

Geschäftsbedingungen:
Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich (Ausnahme: Semesterferien) und ist kostenlos. Den Autorinnen und Autoren ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Gendersternchen zu gendern. Bei Texten ohne Autorennennung wird auf Sonderzeichen verzichtet, geschlechtsneutrale Sprache aber angestrebt.

Nächste Ausgabe: 27. Januar
Redaktionsschluss: 16. Januar

Gewinnspiel

Errätsel dir die Sims 4

Wir verlosen ein dreiteiliges Sims-4-Spielepaket

Alle Jahre wieder im Dezember lullen uns schlecht produzierte Weihnachtsblockbuster mit dem Gefühl ein, das Jahr habe ein Happy End und es herrsche Frieden auf der Welt. Hinter diesem Bilderrätsel verstecken sich die Namen dreier Filmfiguren aus bekannten Weihnachtsfilmen. Könnt ihr sie zeilenweise von links nach rechts erraten?

ARM = SCHN

F = K, ~~H~~, +I am Ende

A = O, U = R

~~H~~

~~M~~, ~~M~~

~~FL~~

A = B, ~~R~~

I = Ö, G = D

1. _____

2. _____

3. _____

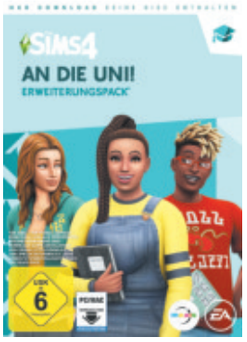
Um zu gewinnen, schick die drei richtigen Lösungswörter bis zum 19. Januar 2020 an **gewinnspiel@luhze.de**.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Ein Zufallsgenerator bestimmt, wer gewinnt. Wir verwenden deine Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktionsmitglieder dürfen nicht an der Verlosung teilnehmen.

Wir verlosen:

Ein Paket bestehend aus:

1x Die Sims 4 (für PC)
1x Die Sims 4 An die Uni! (für PC)
1x Die Sims Notizbuch



Gewinnspiel

Buchstabensalat

Wir verlosen zwei Gutscheine für Raumrätsel Escape Room Leipzig

Z	M	Y	Q	E	L	F	A	K	Z	T	A	L	P	S	U	T	S	U	G	U	A
V	O	E	L	K	E	R	S	C	H	L	A	C	H	T	D	E	N	K	M	A	L
B	S	J	L	A	R	C	R	B	E	Q	I	L	R	A	K	S	J	I	F	N	M
B	U	A	Z	D	K	B	T	I	R	G	I	F	W	S	E	L	N	H	Z	G	C
T	A	R	C	V	C	M	Z	J	A	D	J	E	W	N	E	E	P	S	R	N	M
K	H	K	P	H	H	F	E	L	S	E	N	K	E	L	L	E	R	I	A	B	O
X	D	X	Y	A	S	P	H	U	A	Q	P	I	E	C	F	D	U	G	V	G	R
O	N	P	A	X	K	E	H	C	R	I	K	I	A	L	O	K	I	N	N	N	I
T	A	K	B	P	C	P	N	J	C	I	A	S	A	C	S	F	Q	V	B	B	T
F	W	L	D	F	B	A	Q	B	P	D	F	A	R	K	K	W	P	S	E	Y	Z
Y	E	A	G	Q	F	A	Q	I	R	R	U	A	J	K	S	I	T	H	D	Q	B
L	G	N	Y	Z	A	T	O	Z	O	U	K	I	F	H	U	X	R	U	J	E	A
B	W	I	N	T	E	R	G	A	R	T	E	N	H	O	C	H	H	A	U	S	S
D	J	W	X	F	Z	N	K	U	U	L	A	C	X	H	V	L	N	S	B	J	T
Y	A	T	L	O	V	Y	V	I	B	L	A	S	K	R	H	A	R	H	W	F	E
T	D	Q	C	C	D	V	Z	X	Q	E	M	Z	S	E	F	S	U	P	W	U	I

Im nebenstehenden Rätsel sind zehn Begriffe versteckt, die bekannte Leipziger Objekte beschreiben. Darunter sind sechs Gebäude, eine Brücke, eine Straße, ein Platz und ein Denkmal. Zwei der Begriffe sind Abkürzungen, die Leipziger Studierende oft umgangssprachlich verwenden.

Zu finden sind sie von links nach rechts, von rechts nach links, von unten nach oben, von oben nach unten und diagonal. „Ä“ wird dabei zu „AE“, „Ö“ zu „OE“ und „Ü“ zu „UE“. Wie gut kennst du dich in Leipzig aus?

Wir verlosen:

2x1 Gutschein für einen Besuch bei EscapeRoom Leipzig mit einer Gruppe von jeweils maximal sechs Personen

www.escaperoomleipzig.com

Salomonstraße 20, 04103 Leipzig

Um zu gewinnen, schick die zehn richtigen Lösungswörter bis zum 19. Januar 2020 an **gewinnspiel@luhze.de**.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Ein Zufallsgenerator bestimmt, wer gewinnt. Wir verwenden deine Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktionsmitglieder dürfen nicht an der Verlosung teilnehmen.